



Berlin, den 20. Oktober 1900.

Prozeßbericht.

Pendant que le public s'entretient d'un procès dont le fond et les détails excitent sa curiosité; pendant que les gazetiers, vendus aux intérêts des différents partis, le défigurent de toutes les manières; pendant que les méchants accumulent sur moi les plus absurdes calomnies et ne disputent que sur le choix des atrocités; enfin pendant que les honnêtes gens consternés gémissent sur la foule de maux dont un seul homme peut être à la fois assailli: laissons jaser l'oisiveté, dédaignons les libelles, plaignons les méchants, rendons grâce aux gens honnêtes et présentons ce mémoire à mes juges, comme un hommage public de mon respect pour leurs lumières et de ma confiance en leur intégrité.

Beaumarchais: Mémoire contre Goëzman.

Am ersten August erschien hier ein Artikel, der den Titel „Der Kampf mit dem Drachen“ trug und sich mit dem Mord des Königs Umberto, mit der Stimmung einzelner Gruppen des deutschen Volkes und mit der am siebenundzwanzigsten Juli vom Kaiser in Bremerhaven gehaltenen, in drei von einander abweichenden Versionen bekannt gewordenen Rede beschäftigte. Nach der letzten, weder offiziell noch offiziös bestrittenen, allgemein als echt angenommenen Version enthielt diese Rede neben einem enthusiastischen Lob der christlichen Kultur die Sätze: „Kommt Ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen. Unter Berufung auf Euren Fahneneid verlange ich, daß Ihr keinen Vardon gebt. Gefangene werden nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die

Sinnen unter ihrem König Ekel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China durch Euch auf tausend Jahre in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen“. In den Zeitungen war erzählt worden, das Kaiserliche Telegraphenamt in Bremerhaven habe die Beförderung von privaten Depeschen, die den richtigen Wortlaut der Kaiserrede der Presse übermitteln sollten, auf Weisung des Grafen Bülow abgelehnt. Dieser Behauptung wurde nicht widersprochen; so mußte der Glaube entstehen, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes habe den Wortlaut einer vor deutschen Soldaten vom Deutschen Kaiser gehaltenen Rede als ungeeignet zur Veröffentlichung angesehen. Um nicht voreilig Unbeglaubigtes aufzunehmen, hatte ich eine Woche gewartet; vielleicht würde die Richtigkeit des Textes noch bestritten werden. Das geschah nicht; und nun war die Erörterung nicht mehr zu vermeiden. Die Rede hatte überall das größte Aufsehen erregt; sie war in der ganzen deutschen Presse höchst ungünstig beurtheilt und vielfach — ohne daß auch nur der Versuch gerichtlichen Einschreitens gemacht wurde — mit einer Schärfe angegriffen worden, von der mein Artikel keine Vorstellung giebt; so weit meine Kenntniß reicht, haben nur zwei Schriftsteller sie vertheidigt: Herr Friedrich Naumann in der „Hilfe“ und Herr Léon Leipziger im „Kleinen Journal“. Die Urtheile der ausländischen Presse — ich erinnere nur an die Artikel des Fürsten Uchtomskij, des publizistischen Vertrauensmannes des Kaisers von Rußland — waren und sind unwiederlegbar. In Wort und Bild wurde die Person des Deutschen Kaisers mit bisher nicht gekannter Heftigkeit angegriffen. Im londoner Haus der Gemeinen interpellirte ein Abgeordneter die Regierung, ob sie nach der bremerhavener Rede noch daran denken könne, britische Truppen dem deutschen Oberkommando unterzuordnen, und Herr Brodrick antwortete in Salisburys Namen, er müsse annehmen, der Wortlaut sei nicht richtig wiedergegeben worden; auch werde das englische Kontingent unter erprobten Führern natürlich seinen Traditionen treu bleiben. Von ihren „humanen Traditionen“ ließ auch, mit nicht mißzuverstehender Anspielung, die russische Regierung ihren Reichsanzeiger reden. Als deutscher Publizist, der die Anschauung vertritt, daß in dem Verhältniß zwischen einem mündigen Volk und einem nach der Verfassung regirenden Fürsten vor allen Dingen Klarheit und Wahrheit nöthig ist, war ich verpflichtet, mich mit einer Rundgebung von solcher Resonanz zu beschäftigen. Das Gefühl dieser Pflicht habe ich heute noch; und

ich kann nicht glauben, daß der Kaiser, der den *civis romanus*, den freien römischen Bürger, seinen Landsleuten als Muster empfiehlt, irgend einem Deutschen das Recht bestreiten würde, freimüthig die mißbilligende Kritik einer vom Oberhaupt des Reiches gehaltenen Rede zum Ausdruck zu bringen.

Es ist nicht meine Absicht, mich hier zu vertheidigen; nur einen nüchternen, ruhigen Prozeßbericht will ich den Lesern bieten, die meiner Auffassung politischer Vorgänge seit Jahren Gehör geschenkt und in diesen schweren Tagen mit einer Fülle freundlicher Zurufe mich getröstet haben. Deshalb gehe ich auf den Inhalt des Artikels nicht näher ein. Ich bin kein blinder Bewunderer Wilhelms des Zweiten und fürchte, daß diesem Monarchen, an dessen gutem Willen kein Deutscher zweifeln darf, Enttäuschungen nicht erspart bleiben werden. Nie aber habe ich den Vorsatz, nie das Bewußtsein gehabt, ihn zu beleidigen. Und in dem Fall, der jetzt das berliner Landgericht beschäftigt hat, hatte und habe ich sogar das Bewußtsein, dem Kaiser, so weit ein politischer Schriftsteller Das vermag, einen Dienst geleistet zu haben. Seine Zukreden — Pardonverbot, Erinnerung an Egel, Brandmarkung hamburger Arbeiter, Bekenntniß zum Glauben an die Heilswirkung von Massengebeten — schienen unerklärlich; ich habe sie zu erklären versucht. Zur Erklärung habe ich vier Gründe angeführt. Erstens war der Kaiser, wie ganz Europa, über die chinesischen Ereignisse falsch unterrichtet und glaubte, es seien viel ärgere Gräueltathen geschehen, als thatsächlich geschehen waren: alle Gesandten sollten mit Frauen und Kindern ermordet, die Leichen barbarisch geschändet und zerstückt sein. Das hatte die englische und nach ihr die deutsche Presse sehr anschaulich geschildert. Zweitens konnte — und mußte vielleicht — durch solche Legenden im Sinn des Kaisers der Glaube entstehen, eine den europäischen Traditionen nicht entsprechende Kriegsführung sei nöthig, um die bestialischen Instinkte der Chinesen — er sprach vom „Lande der Bestien“ — durch den äußersten Schrecken zu bändigen. Drittens hatte der Kaiser den verschollenen Hunnenkönig wahrscheinlich nur in der Verklärung kennen gelernt, in die ihn die Dichter des Nibelungenliedes und des Nibelungendramas gehoben haben, und diesen Egel konnte er den zum Rachezug gerüsteten Soldaten als das Muster eines Schrecken erregenden Kriegshelden aufstellen. Viertens betonte ich, unter Berufung auf ein hübsches Wort der Madame Campan, der ersten Hofdame Marie-Antoinettes, daß ein Monarch durch die besondere Art seiner sich nur auf den Gipfeln bewegenden Lebensführung und durch die bekannten, von jedem Hof untrennbaren Erscheinungen fast immer gehindert ist, bis zur Erkenntniß der hüllen-

losen Wirklichkeit und der im Volksgeist webenden Stimmungen vorzudringen. Dieser ganze Versuch einer politisch-psychologischen Erklärung konnte nur den Zweck haben, den ungünstigen Eindruck der Rede zu mildern, ihre Genefis verständlich zu machen und so nach bester Kraft „die monarchische Krisis zum Guten zu wenden,“ das Empfinden von Volk und Kaiser wieder einträchtig zusammenklingen zu lassen. Der Artikel sollte vor einer Trübung des zwischen Fürsten und Völkern nicht zu entbehrenden Vertrauensverhältnisses warnen, die Fanatiker oder Verbrecher — der Mord von Monza hatte es eben wieder gelehrt — nur allzu leicht zu ruchlosen Thaten treibt, und er gipfelte in dem Satz: „Wer den Königen zu strengster Zurückhaltung rath, sorgt für ihre Sicherheit besser als der lärmende Haufe, der sich nach jedem Königsmord durch wildes Gezeter und durch den Strom seiner Heuschähren der Gunst überlebender Monarchen empfiehlt.“ In das Heft, das den Lesern diesen Artikel brachte, hatte ich eine Selbstanzeige aufgenommen, die des Kaisers Haltung in der Frage der Schulreform verherrlichte, und ein erdichtetes Phantasiestück, worin ich einen auf dem Meer der Schiffsbesatzung predigenden König sagen ließ: „An den altdeutschen kuning, den höchsten Häuptling der Hundertschaften, wollen wir uns erinnern; er soll uns in verworrenener Zeit Wesen und Bedeutung des Königsgedankens wieder lebendig machen. Wie er im Kriege der starke Führer, im Frieden der stille Schiedsrichter der Volksgemeinde war, unter Gleichen der Erste, ein Mensch, dem Ehrfurcht dargebracht, aber nicht Götterehre gespendet wurde, vor dem der Blick sich nicht senkte, dem jeder Mann frei vielmehr und in ungeblendeter Liebe ins leuchtende Auge sah — : so sollen auch unsere Könige sein: Menschen, denen man Wahrheit, nicht händisch gewünselte Lüge, bietet, sterbliche, Allen sichtbare und Allen zugängliche Menschen, die einen vom Volk ihnen gehäuften Vertrauensschatz zu behüten haben, deren Befugniß, Gutes zu wirken, unbegrenzt ist und deren freiem Walten sich nur da eine feste Schranke erhebt, wo die Wirkung unheilvoll werden könnte. Und wie der altdeutsche thiungana, der ehrfurchtig begrüßte Leiter des Volkes, zugleich Priester war, der Vertreter einer höheren Macht, der Hort der geistigen Ueberlieferung und der Hüter der zum Stammesbesitz erweiterten Familienheilighümer, und als Priester und König zu reinem Wandel und bescheidenem Fleiß verpflichtet — : so soll auch der neue König, der seine Pflicht und sein Recht in einen Vertrag eingefriedet hat, sich als den berufenen Känder der Volkssehnsucht fühlen, der irdischen wie der über das Irdische hinausflatternden, und in stiller Ergebung, als ein verpflichteter Mann,

und gewissenhaft seine Arbeit leisten, — ob er mit wehendem Helmbusch nun dem Kriegerhaufen voranzieht oder am Altar die frohe Botschaft des höheren Herrn in menschliche Laute faßt.“

Das Heft wurde auf Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft am Landgericht I Berlin wegen angeblich begangener Majestätsbeleidigung beschlagnahmt und die Beschlagnahme von dem den Amtsrichter vertretenden Assessor bestätigt. Juristen und Laien, hohe Offiziere, Träger altpreussischer Namen, kriminalistische Theoretiker und Praktiker schrieben mir, diese Maßregel schein ihnen unhaltbar. Die Kriminalisten wiesen besonders darauf hin, daß auch ein Monarch nach der geltenden Judikatur nur beleidigt sei, wenn seine Ehre verletzt, die Gesamtpersönlichkeit zum Gegenstande mißachtender Kritik gemacht worden sei. Davon war in meinem Artikel nicht eine Spur zu finden. Kritik und Tadel richteten sich gegen eine Rede, eine einzelne Leistung; und unsere berühmtesten Rechtslehrer, Vizt, Merkel, Bar, Frank, stimmen darin überein, daß eine strafbare Beleidigung sich gegen die Person selbst richten, eine Mißachtung der Person ausdrücken muß.

Die Anklageschrift, die meinen Artikel recht überraschend interpretirte, ging mir zu, ich antwortete in einer ausführlichen Schutzschrift und der Staatsanwalt legte dem zum Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens berufenen Gericht noch einen Schriftsatz vor, den ich nicht kennen gelernt habe. Nach unserer Strafprozeßordnung ist das Gericht nämlich nicht verpflichtet, Schriften, die ihm nach Erhebung der Anklage von der Staatsanwaltschaft zum Zweck stärkerer Belastung des Angeeschuldigten eingereicht werden, zur Kenntniß des Angeklagten zu bringen. Das Hauptverfahren wurde eröffnet, der Termin der Hauptverhandlung von der Ersten Strafkammer des Landgerichtes I auf den achten Oktober festgesetzt. Mein Vertheidiger, Herr Justizrath Munkel, der die Sache gemeinsam mit Herrn Dr. Suse aus Hamburg führen sollte und wollte, wurde, trotzdem er rechtzeitig und in der vorgeschriebenen Form angemeldet und legitimirt war, vom Gericht nicht zum Termin geladen und trat eine Reise nach Italien an. Die namhaftesten berliner Vertheidiger hatten über ihre Zeit schon verfügt und ich mußte im letzten Augenblick Herrn Rechtsanwalt Konrad Hauffmann aus Stuttgart herbeirufen, den ich erst im Gerichtssaal kennen lernte. Als er den Artikel und die Anklageschrift sorgsam durchforscht hatte, schrieb er mir: „Es ist für süddeutsche Jurisprudenz nicht erkennbar, in welchen Stellen eine Beleidigung enthalten sein soll, und ich glaube nicht, daß hier die Staatsanwaltschaft Anklage erhoben hätte. Der Mangel einer formalen Injurie

und die Situation, daß die Staatsanwaltschaft die Thatfache der offenen Kritik als Majestätbeleidigung charakterisiren muß, erleichtert die Vertheidigung". Die von mir beantragte Ladung von Zeugen und Sachverständigen war vom Gericht abgelehnt worden. Ich mußte also den im Paragraphen 219 der Strafprozeßordnung gewiesenen Weg wählen und die Zeugen unmittelbar durch meinen Anwalt laden lassen.

* * *

Vor der Ersten Strafkammer des Landgerichtes I hatte ich schon zweimal unter der Anklage der Majestätbeleidigung gestanden. Am siebenten April 1893 wurde ich von dieser Kammer freigesprochen und in der Begründung des Urtheils wurde gesagt: „Zu dem inkriminirten Artikel ‚Monarchen-Erziehung‘ findet man eine Reihe unzweifelhafter Wahrheiten. Die Ehrfurcht vor einem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen liegt und ihm schmeichelt, sondern die wahre und echte Ehrfurcht besteht darin, daß man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält. Wenn in dem Artikel gesagt wird, ein König müsse auf dem Thron sich erst selbst erziehen, so ist Dies eine Wahrheit. Die Erziehung auf einem so hervorragenden Posten dauert fort durchs Leben; und wenn der Angeklagte Dies ausführte, so ist er dabei von großer Ehrfurcht gegen den Kaiser getragen worden. Der Angeklagte vertritt den Grundgedanken, daß, wie jeder nach Vollkommenheit trachtende Mensch nie aufhören dürfe, an sich selbst zu arbeiten und zu erziehen, so auch jeder Monarch von seiner Thronbesteigung an sich diesem Werk der Selbsterziehung widmen müsse und daß so viele Byzantiner, gefällige Fälscher, die diesen Selbsterziehungprozeß durch Mangel an Aufrichtigkeit und Absperrung der Wahrheit vom Thron hindern oder erschweren, weder für den Monarchen noch für die Allgemeinheit Gutes wirken. . . Die Annahme, daß der Angeklagte in versteckter Weise den Kaiser habe treffen wollen, erscheint um so weniger zulässig, als der Artikel von monarchischen Gedanken durchdrungen ist.“ Dieses Urtheil war vom Landgerichtsdirektor Alexander Schmidt in öffentlicher Sitzung verkündet worden. Acht Tage, bevor ich vor der selben Strafkammer wegen angeblicher Beleidigung des Grafen Caprivi zu erscheinen hatte, schied Herr Schmidt aus dem Borfig dieser Kammer und aus jeder strafrichterlichen Thätigkeit und er bat zehn Tage später um seine Entlassung aus dem Justizdienst. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, habe ich in der „Zukunft“ vom zwölften November

1898 geschildert; das mich freisprechende Erkenntniß und namentlich dessen Begründung war ihm verübelt, er war durch die seltsam motivirte „Anregung“ seiner Versetzung in eine Civilkammer gekränkt und durch familiäres Leid in seiner Widerstandskraft gelähmt worden. Die Thatfache, daß den Anlaß zu seiner Verabschiedung der gegen mich geführte Prozeß gegeben hatte, hat der alte Herr, der in der *Vossischen Zeitung* erklärte, er sei dadurch „in eine recht wenig günstige Lebenslage gerathen“, selbst zugegeben. Daß diese Auffassung auch von anderen Richtern getheilt wurde, hat der damalige Landgerichtsrath Dr. Felisch bestätigt, der offen sagte, er selbst sei froh gewesen, als er aus der Ersten in eine andere Strafkammer versetzt und der, wie der Fall Schmidt bewiesen habe, recht schwierigen Pflicht, über mich zu Gericht zu sitzen, ledig wurde. Doch die Erfüllung dieser Pflicht sollte ihm nicht lange erspart bleiben. Als ich am letzten Oktobertage des Jahres 1898 wieder unter der Anklage der Majestätbeleidigung vor der Ersten Strafkammer stand, war ihr Vorsitzender der selbe Herr Felisch, dem ich die genaue Kenntniß des Falles Schmidt zu danken hatte und der inzwischen Landgerichtsdirektor und Syndikus des Deutschen Bühnenvereins geworden war. Er ließ drei Tage lang in geheimer Sitzung zur „Illustrirung meiner Tendenz“ ungefähr vierzig Artikel verlesen, die ich im Laufe von sieben Jahren in verschiedener Stimmung geschrieben hatte und von denen kein einziger auch nur inkriminirt worden war, und verkündete schließlich am vierten November den Spruch, der eine sechsmonatige Festungstrafe über mich verhängte. Auch diesen Vorsitzenden sollte ich nicht wiedersehen. Am dritten Oktober 1900 wurde die Ernennung des Landgerichtsdirektors Dr. Felisch zum Wirklichen Admiraltätrath und Vortragenden Rath im Reichsmarineamt publizirt. Vorsitzender war in meinem Termin, der fünf Tage danach stattfand, Herr Landgerichtsrath Diez, der schon vor sieben Jahren mit dem selben Titel unter Schmidt in der Ersten Strafkammer gesessen hatte. Das Kollegium, dem er präsidirte, bestand aus drei Landrichtern und einem Assessor.

Auf Antrag des Vertreters der Anklagebehörde, des Staatsanwaltschaftsrathes Pfaschke, wurde die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, weil die Verhandlung eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung besorgen lasse. Diese Besorgniß war unbegründet. Denn in der zwölfständigen Verhandlung ist nicht ein Wort gesprochen worden, das geeignet gewesen wäre, die öffentliche Ordnung irgendwie zu gefährden.

Da ich keine Polemik gegen das Urtheil beabsichtige, dessen Begründung ich bis jetzt noch nicht kenne und das vom Reichsgericht revidirt werden

wird, scheint es mir überflüssig, den Inhalt der Bertheidigerplaidoyers und meiner eigenen Reden hier anzuführen. Als ich in einem Augenblick, wo zwischen Kaiser und Volk eine unheilvolle Verstimmung zu entstehen drohte, offen aussprach, wie diese Gefahr entstanden und wie sie zu beseitigen sei, habe ich mich nach meiner Ueberzeugung nicht nur innerhalb der Grenzen des Strafgesetzes gehalten, sondern habe auch dem Monarchen die Ehrerbietung erwiesen, die das Landgerichtsurtheil vom siebenten April 1893 „die wahre und echte“ genannt hatte. Diesem Bewußtsein gab ich, so gut es ging, Worte und wehrte mich gegen eine willkürliche Interpretation meines Artikels mit den Sätzen, die der inzwischen aus dem Leben geschiedene Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt hier im Mai 1897 veröffentlicht hat: „Von Auslegung im Rechtsinn sollte nur die Rede sein, wo eine dunkle, prima facie unverständliche oder mehrdeutige Aeußerung vorliegt und nun mit Hilfe der Sprachkunde, ihrer Grammatik und Syntax der objektiv in den Worten enthaltene Sinn zu ermitteln ist. Was sich aber heute Wortinterpretation nennt, ist ein hiervon himmelweit verschiedenes Ding geworden. Vollkommen verständliche, durchaus unzweideutige, an sich gänzlich unverfängliche Aeußerungen werden dazu benutzt, lediglich als Beweisindizien Anhaltspunkte dafür zu bieten, was sich der Urheber der verdächtigen Worte hinter und neben ihnen Böswilliges gedacht haben möchte. Gelingt es so durch endloses Klügeln und Düsteln, durch das verwegenste Kombiniren und Assoziiren von Ideen, halbwegs eine Art Beweisfolgerung zu begründen, so erfolgt flugs die Feststellung, der Angeklagte habe Dieses oder Jenes gemeint oder zu sagen beabsichtigt, — und das Delikt ist fertig.“ Als, nach etwa drei Stunden, meine Aussage über die einzelnen Punkte der Anklage beendet war, wurden die geladenen Zeugen vernommen.

Herr Mantler, Direktor des Wolffschen Telegraphen-Bureaus, bestätigte, daß dieses Bureau in einer Nacht zwei Versionen der Kaiserrede verbreitet habe. Von dem angeblichen Eingreifen des Grafen Bülow habe er nur aus den Zeitungen erfahren; dienstlich sei ihm davon nichts bekannt geworden. Die vom W. T. B. der Presse übermittelten beiden Texte seien dem Bureau von dem nach Bremerhaven geschickten Berichterstatter telegraphirt worden. Nur der zweite Text habe die Stelle über das Pardonerbot, keine von beiden den Satz über Egel und seine Hunnen enthalten; ob dieser Satz wirklich gesprochen sei, wisse er nicht. Herr Dr. Suse beantragte, den Berichterstatter der Neuen Hamburger Zeitung zu vernehmen, der dicht neben dem — langsam und mit erhobener Stimme sprechenden — Kaiser gestan-

den und jedes Wort dieses Satzes deutlich gehört habe. Der Gerichtshof erklärte diese Vernehmung für überflüssig, da der von mir angegebene Wortlaut der Rede nicht bestritten werde.

Während der Vernehmung des Herrn Mantler sagte der Staatsanwaltschaftsrath Blaschke, es sei eine Anstandspflicht der Zeitungen, sich an den im Reichsanzeiger veröffentlichten Text der Kaiserreden zu halten, und er fügte hinzu: „In diesem Fall hat der Reichsanzeiger die Rede nach der Fassung des Wiener Tageblattes gebracht.“ Als ich ihn erstaunt ansah, deutete er mit dem Finger auf das Blatt des Reichsanzeigers und rief: „Hier steht ausdrücklich: Nach dem W. T. B.“ Das heißt doch: Nach dem Wiener Tage-Blatt.“ Der Vertreter der königlichen Staatsanwaltschaft hatte das allbekannte Zeichen des Wolffschen Telegraphen-Bureaus mit dem des Wiener Tagblattes verwechselt und geglaubt, der deutsche Reichsanzeiger habe eine vom Deutschen Kaiser in Bremerhaven gehaltene Rede in der Fassung eines österreichischen Blattes veröffentlicht.

Herr Heinrich Rippler, Herausgeber der Täglichen Rundschau, bestätigte, daß die Rede des Kaisers in der Presse aller Parteien fast ausnahmslos ungünstig kritisiert worden sei. Den inkriminirten Artikel hatte er, da er verreist gewesen war, nicht gelesen. Als er ihn kennen gelernt hatte, sagte er — am ersten Oktober — in seinem Blatt: „Thatsache ist, daß sehr überzeugte und sehr, sehr hochstehende Royalisten an dem Artikel gar keinen Anstoß genommen haben und daß in Berlin weit Schärferes und Feindsäligeres über die sogenannte Hunnenrede des Kaisers geschrieben worden ist, ohne daß die Staatsanwaltschaft sich die Mühe nahm, einzuschreiten. . . Man wird daher Horden kaum zumuthen dürfen, die Strafe, die seine Gesundheit vollends vernichten kann, als ‚gerecht‘ zu empfinden.“

Herr Professor Dr. Friedrich Paulsen von der berliner Universität hatte im August an den Herausgeber der „Hilfe“ einen Offenen Brief geschrieben, in dem die folgenden Sätze vorkamen:

„Ich kann es verstehen, wenn in der Erregung des Augenblicks einem impulsiven Redner Worte wie die dort gesprochenen über die Lippen gehen, wenn ich auch wünschte, daß sie nicht gesprochen wären. Dagegen kann ich nicht verstehen, wie Jemand bei ruhiger Ueberlegung — und dem Schreibenden steht ja nichts im Wege, seine Worte vorher oder nachher zu überlegen — die Kriegsführung in der dort bezeichneten Weise im Prinzip annehmen oder billigen kann. . . Ich zweifle nicht daran, daß es kommen wird, wie der Kaiser voraussieht, daß in der Schlacht keine Gefangenen gemacht werden; es wird für unsere Soldaten besser sein, zu sterben, als lebend dem Feind in die Hände zu fallen; und was von jener Seite geschieht, wird auf dieser

In dem Artikel, gegen den sich der Brief des Professors wandte, hat der frühere Pfarrer Raumann die Kaiserrede zwar gegen Angriffe vertheidigt, aber hinzugefügt: „Lieber wäre es uns gewesen, wenn der Hunnenkönig Egel nicht aus seinem Schlafe geweckt worden wäre. Was wir bedauern, ist nicht das Militärische an der Rede, sondern das Religiöse. Das Christenthum des Neuen Testaments, das evangelische Christenthum als solches läßt sich nicht als Hintergrund des Chinakrieges hinstellen. Der Satz: „Dieser Krieg möge den Segen bringen, daß in China das Christenthum seinen Einzug hält!“ vereinigt sich thatsächlich nicht mit den anderen, daß in tausend Jahren kein Chinese es mehr wagen soll, einen Deutschen scheel anzusehen... Der religiöse Theil der Kaiserrede ist mittelalterlich-katholisch gedacht. Kreuzzüge macht man um des Heiligen Kreuzes willen; nach Peking aber fahren unsere Soldaten für unsere Macht.“ Eine „Ueberschreitung“ der Kaiserrede vermochte ich in diesem Artikel nicht zu erkennen.

Herr Friß Mauthner, der als literarischer Sachverständiger geladen war, wurde — vielleicht, weil das Gericht ihn nicht kannte — nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Zeuge, „zur Illustration meiner Tendenzen“, vernommen. Ein sachverständiges Gutachten über die gangbare Bedeutung der intrinmirten Wörter „romantisch“, „Ueberschwang“, „gellend“ wollte der Gerichtshof nicht entgegennehmen. Herr Mauthner sagte aus, er kenne mich seit Jahren als einen Mann, der schon durch sein leidenschaftliches Temperament gehindert sei, je anders zu schreiben, als er denke. Er nannte mich einen Idealisten und Wahrheitsfanatiker, der offen ausspreche, was viele Andere ängstlich vertuschen, und an dessen ernstem Patriotismus der Zeuge niemals gezweifelt habe. Früher seien meine Artikel heftiger, aggressiver gewesen. Ueberhaupt habe mein Stil sich im Laufe der Zeit geändert; er sei jetzt „pathetisch“ und erinnere ihn manchmal an Jakob Grimm und Lagarde; früher sei er anders gewesen, eher . . . Herr Mauthner fand das Wort, das er suchte, nicht gleich. Einer der Richter, der Referent, soufflirte ihm das Wort: „schmodderig“ und fügte, da er mir eine starke Erregung anmerken mochte, hinzu: „Ich meine: vor zehn Jahren!“ Auch vor zehn Jahren hatte Herr Mauthner meinen Stil nicht „schmodderig“ gefunden. Aber ein Richter, der berufen war, auf dem wichtigen Posten des Referenten an dem Urtheil über eine angebliche Beleidigung mitzuwirken, hielt es für angebracht, den im Augenblick wehrlosen Angeklagten mit einem beleidigenden Worte zu treffen. Das that am achten Oktober 1900 der Herr Landrichter Horwig.

Auf die Frage des Staatsanwaltes, ob er nicht den Eindruck habe,

daß ich bemüht sei, schlau an den Grenzen des Strafgesetzes vorbeizuschlüpfen, antwortete Herr Mauthner, er sei zwar überzeugt, daß ich den Vorsatz habe, nie ein Strafgesetz zu verlegen; von einem schlauen Vorbeischlüpfen könne aber bei meinem Temperament nicht die Rede sein — „so entstehen überhaupt keine guten Artikel“ — und zu dem Vorwurf, ich spräche nicht rückhaltlos aus, was ich dünkte, habe er weder im persönlichen Verkehr noch gar in meiner literarischen Thätigkeit jemals den geringsten Anlaß gefunden.

Herr Geheimerr Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweningen, der, wie die übrigen Zeugen, den vorgeschriebenen Eid geleistet hatte, wurde gefragt, ob es wahr sei, daß ich viel im Hause des Fürsten Bismarck verkehrt habe. Er antwortete: Ja; er selbst habe mich vor acht Jahren dort kennen gelernt. Ob der Fürst mich für einen Patrioten und Monarchisten gehalten habe. Antwort: Ja; Bismarck habe besonders die Selbständigkeit des Angeklagten geschätzt und ihn, trotzdem er seine sozialpolitischen Ansichten mißbilligte, zu den zuverlässigen Freunden gezählt, seine Kritik monarchischer Kundgebungen für nöthig, nützlich und von guter Absicht eingegeben gehalten und noch in den letzten Lebenstagen mit wohlwollender Anerkennung von ihm gesprochen. Dabei sei gerade der Fürst, als das leuchtende Muster royalistischer Treue, im Punkte der Kritik des Monarchen höchst empfindlich gewesen. Frage: Ist es wahr, daß Fürst Bismarck im April 1893, als der Angeklagte Gast in Friedrichstruß war, bei Tisch auf das Wohl des Landgerichtsdirektors Schmidt getrunken hat, der ein paar Tage vorher Harden unter ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte? Antwort: Ja; der Zeuge habe selbst damals am Tisch gefessen. Frage: Ist es wahr, daß Bismarck den Angeklagten eingeladen hat, mit ihm die vom Kaiser gesandte Flasche Steinberger Kabinet zu trinken? Und hat der Fürst dabei zu dem Angeklagten gesagt: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen“? Antwort: Ja; auch bei diesem Vorgang sei der Zeuge zugegen gewesen; den genauen Wortlaut der Aeußerung des Fürsten könne er heute nicht mehr beschwören, der Sinn aber sei so gewesen, wie er in der Frage angegeben wurde. Der Zeuge wurde ferner gefragt, ob ihm als absolut sicher bekannt sei, daß ein Mitglied des Kaiserhauses in Worten höchster Anerkennung über den inkriminirten Artikel „Der Kampf mit dem Drachen“ gesprochen habe. Auch diesmal war die Antwort: Ja. Der Zeuge fügte dann noch hinzu, ein achtjähriger freundschaftlicher Verkehr habe ihm bewiesen, daß Bismarcks Urtheil über Tendenz und Ziel meiner publizistischen Bemühungen richtig gewesen sei.

Der Kirchenhistoriker Herr Professor Dr. Friedrich Nippold aus Jena wurde als Zeuge und als Sachverständiger beerdigt. Er sagte aus, die Rede des Kaisers habe gerade in nationalen und strenggläubigen Kreisen ernste Bedenken erregt. Der Glaube an die Wunderwirkung von Massengebeten werde zwar von manchen orthodoxen Theologen noch aufrechterhalten, von dem größten Theil der wissenschaftlich Gebildeten aber nicht mehr als bindend anerkannt. Wenn von einer hochstehenden Persönlichkeit gesagt werde, sie habe den inbrünstigen Glauben eines mittelalterlichen Mönches, so könne der Kirchenhistoriker darin nur „das Gegentheil einer Beleidigung“ sehen. Die Verquickung politischer mit religiösen Fragen entspreche nach seiner Ansicht nicht dem tiefsten Sinn des vom Heiland gebrachten Evangeliums. Seine Meinung darüber habe er in der „Zukunft“ vor vier Jahren in den Sätzen ausgedrückt: „Jedes auf der Straße zur Schaugetragene Beten, Fasten und Almosengeben schlägt der Religion Jesu ins Gesicht. Jede religiöse Etikette, jedes religiöse Aushängeschild für weltliche Zwecke ist vom Uebel. Die Erhebung der Seele zu Gott und die Lösung politischer und sozialer Machtfragen müssen reinlich auseinandergehalten werden“. Die Lehre Jesu sei den Armen, Schwachen, Unterdrückten gepredigt und eigne sich nicht zur Stütze einer nach Macht und Glanz strebenden Politik. Das sei auch die Anschauung des Kaisers Friedrich gewesen, der in einem Gespräch einmal dem Zeugen gesagt habe, er könne den Titel Hofprediger nicht nennen hören, ohne ein durch die innere Dissonanz des Wortes verursachtes physisches Unbehagen zu spüren. An dem Angeklagten, den er persönlich bisher nicht kannte, habe der Zeuge besonders „den Muth einer unerschütterlichen Ueberzeugung“ geschätzt und, als er ihn nach Bismarcks Tode von den verschiedensten Seiten angegriffen sah, ihm gern als gelegentlicher Mitarbeiter seine Hilfe gewährt.

Damit war die Beweisaufnahme beendet.

Der Staatsanwalt sagte in seinem Plaidoyer, sie sei durchaus ungünstig für den Angeklagten ausgefallen.

Den Antrag der Vertheidigung, einzelne nicht inkriminirte Artikel verlesen zu lassen, um zu beweisen, was, bevor ich meinen Artikel schrieb, in Deutschland über die Kaiserrede gedruckt, verbreitet und nicht verfolgt worden sei, hielt der Gerichtshof für „nicht nöthig“, da von ihm als notorisch angenommen werde, daß in den verschiedensten Blättern über die Rede sehr scharfe Artikel erschienen seien. Das konnte mir nicht genügen; denn nicht, daß scharfe Artikel erschienen waren, wollte ich beweisen, sondern, daß gegen Artikel, neben deren heftiger Tonart meiner wie ein sanftes Säuseln klang,

nicht einmal der Versuch gerichtlichen Einschreitens gemacht und dadurch der Glaube geweckt worden war, in diesen ernstern, national und international bedeutsamen Tagen werde dem in der Verfassung jedem Preußen verbürgten Recht freier Rede die Grenze nicht allzu ängstlich abgesteckt. Aber meine Bertheidiger hielten nach den Eindrücken der Verhandlung die Freisprechung für sicher und zogen es vor, zu so später Stunde nicht auf einem Antrag zu bestehen, der, wie Richter und Staatsanwalt übereinstimmend gesagt hatten, wenn er angenommen werde, die Vertagung des Processes herbeiführen müsse.



Um ein getreues Bild der Verhandlung zu geben, mußte ich hier ein paar günstige Urtheile über mein Wollen und Bemühen anführen. Ich darf aber auch nicht verschweigen, daß Herr Staatsanwaltschaftsrath Blaschke mich im *Plaidoyer* „einen höchst gefährlichen Pamphletisten“ nannte — er folgte da unbewußt der Spur des Herrn Arthur Lehmann — und an die — objektiv falsche — Behauptung, ich hätte in meiner Rede das Recht in Anspruch genommen, dem Kaiser einen Rath zu ertheilen, den Ausruf knüpfte: „Das ist eine maßlose Arroganz, eine unerhörte Dreistigkeit! Der Herausgeber der ‚Zukunft‘ will dem Kaiser einen Rath ertheilen! *Difficile est, satiram non scribere!*“ Diese Worte schienen dem Vertreter der Anklagebehörde zu gefallen; er hat sie dreimal wiederholt. Er hatte, wie vorher das Wiener Tagblatt mit dem Wolffschen Telegraphen-Bureau, einen Satz des inkriminirten Artikels, der ganz unpersönlich von einem den Königen zu gebenden Rath spricht, mit meinen mündlichen Erklärungen verwechselt. Aber wäre es wirklich so „maßlos arrogant“, wenn ein Schriftsteller sich mit einem Rath an den Kaiser wagte, der gesagt hat: „Willig leihe ich jedem meiner Unterthanen Gehör und von jedem erwarte ich Unterstützung“, an den Enkel des Preußenkönigs, der, als er den Thron bestieg, erklärte, er werde gern jeden Rath, von wo er auch komme, annehmen? Eine Maus ist, wie die Fabel lehrt, manchmal schon einem mächtigen Leu nützlich geworden. Und der kleine Knabe, der in Andersen's Märchen den Kaiser ins Gesicht hinein einen nackten Mann nennt, giebt diesem großen Herrn indirekt einen recht werthvollen Rath. Theodor Fontane, ein guter Royalist und ein Dichter von Gottes Gnaden, fand es „allerliebste“, daß ich in die Vorrede zu „Apostata“ geschrieben hatte, mein politischer Ehrgeiz strebe nicht höher als bis zu dem Ruhm des Knaben aus dem dänischen Märchen... Noch schlechter als in dem *Plai-*

boher des Staatsanwaltes wurde in einzelnen Zeitungen über mich gesprochen. Das mag Manchen merkwürdig dünken, da der Augenblick, wo ein Schriftsteller in seiner Gesundheit und Existenz von einer Freiheitsstrafe bedroht wird, zu Tadel und Schimpf schlecht gewählt scheint. Ich war nicht erstaunt; denn vor zwei Jahren hat ein bekannter deutscher Schriftsteller, der mich in Briefen seiner „Bewunderung und Sympathie“ versichert hatte, während des gegen mich schwebenden Majestätsbeleidigungsprozesses dem Staatsanwalt ein mich auf langen Seiten ausführlich verleumdendes Schriftstück übersandt; seitdem habe ich das Wandern über Beweise journalistischer Ritterlichkeit verlernt. Eine Zeitung, die das am achten Oktober gefällte Urtheil billigt, ist mir jetzt übrigens noch nicht zu Gesicht gekommen.

Das Urtheil wurde nach zehn Uhr abends verkündet. Wohl der späten Stunde wegen war dem kurzen Spruch kein begründendes Wort angefügt. Ich wurde zu einer sechsmonatigen Festungstrafe verurtheilt. Meine Verteidiger haben die Revision angemeldet.

Mein Prozeßbericht ist zu Ende.



Nicht Allen, die mir während der vorigen Woche freundliche Grüße gesandt haben, konnte ich schon persönlich danken. Doch dürfen sie meiner aufrichtigen Dankbarkeit sicher sein. Ihre Briefe und Telegramme haben mir die tröstende Gewißheit gebracht, daß es in Deutschland eine stattliche Schaar ernster Männer und Frauen giebt, die mir nicht zutrauen, ich könne die Ehre des Deutschen Kaisers, der das Vaterland repräsentirt, vorsätzlich verletzen. W. G.



Die Türken.*)

Für die Türken zu schwärmen, ist heute zeitgemäß, und wer diese Mode nicht unbesehen mitmacht, gilt als beschränkt und als ein Mensch von zurückgebliebenen Anschauungen. Ingenieure, Journalisten, Stangens Reiseführer: sie Alle verkünden uns das Evangelium von dem braven Türken. Ich gestehe, gegen diesen Türkenenthusiasmus einiges Mißtrauen empfunden zu haben. Seit meinem ersten Besuch im Orient gehören meine Sympathien den christlichen Völkern. Mit hervorragenden Vertretern der griechischen wie der armenischen Nation stand ich seit langer Zeit in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Gedankenaustausch. Doch muß ich heute bekennen, daß ich die Schwärmerei vieler Reisenden für dieses biedere, rechtschaffene und gegen wohlmeinende Freunde so anhängliche Volk wohl begreifen kann.

Freilich will ich auch gleich hinzufügen, daß meine Eindrücke für nichts weniger als maßgebend angesehen werden können; denn ich kenne nur einen verschwindenden Bruchtheil des türkischen Volkes. Aber dieser verdient das Lob, das man den Türken zu spenden pflegt, in hohem Grade. Ich kenne eigentlich näher nur die Bootleute des Goldenen Horns, die Sandakchis und Kaikchis, die den Verkehr zwischen Galata und dem Phanar vermitteln und mit denen ich während meiner vierwöchigen Besuche des Klosters zum Heiligen Grabe in täglichen Verkehr zu treten gezwungen war. Die übrigen Orientalen mit ihrer Vielsprachigkeit sind so bequem und erleichtern uns Europäern den Verkehr ausnehmend. Anders der Türke. Das heißt: der ungebildete Türke, der Mann des Volkes. Er spricht ausschließlich seine Sprache. Er zwingt uns dadurch, sie zu lernen, um mit ihm verkehren zu können. Die beiden ersten Fahrten machte ich mit einem der üblichen Hoteldragomans, einer im Ganzen widerlichen Menschenform. Sie sehen ihre Hauptaufgabe darin, den Eingeborenen möglichst schlecht zu behandeln und auf den denkbar niedrigsten Lohn herunterzudringen. Es war mir ordentlich ekelhaft, mit meinem ortskundigen Führer unter vielfachem Geschrei von seiner Seite und von der Seite der Bootleute drei, vier Barken besteigen zu müssen, bis wir endlich den mit seinem Preisanschlag einverständenen Barkenführer glücklich gefunden hatten. Beim Aussteigen knickte er am Trinkgeld; und da gab

*) „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient“ nennt Herr Geheimrath Selzer ein Buch, das ihm als Frucht seiner Studien und Forschungsreisen entstanden ist und eine Fülle belehrender und interessirender Thatsachen aus den Uebereisen des orientalischen Christenthums und des Islams enthält. Das mit einem Portrait in Lichtdruck und zwölf Zeichnungen geschmückte Buch wird nächstens bei W. G. Teubner in Leipzig erscheinen und geheftet 5, gebunden 6 Mark kosten. Das Fragment über die Türken hat Herr Geheimrath Selzer zur Veröffentlichung vor der Buchausgabe der „Zukunft“ überlassen.

es aufs neue peinliche Auseinandersetzungen. Er erklärte mir, daß diese Bootleute ein „Auswurf der Menschheit“, „das reinste Zigeunergesindel“ seien. Ich nahm Das in meiner Naivetät auf Treu und Glauben hin, da es doch zu meinem Pilde paßte, daß ich mir in der Stubistube von den Türken gemacht hatte. Aber am dritten Tage emanzipirte ich mich von meinem unleidlichen Führer. Ich hatte unterdessen das unerläßlichste Erforderniß eines mündlichen Verkehrs mit den Türken, die Kenntniß der türkischen Zahlwörter, mir erworben und wollte sehen, ob sie mich vereinsamten Frengi übers Ohr hauen würden. Als ich der Stala nahte, entstand ein ungeheures Leben. Wie Seerobben lagen die Bootleute träge, theils am Ufer, theils in ihren Kähnen. Jetzt zappelten Alle, sprangen auf und schrien „burda! burda!“ (hierher!). Ich betrachtete kaltblütig die verschiedenen Schiffe; ich wußte, daß mein Führer einmal drei, das andere Mal vier Piafter (60 bis 80 Centimes) für die Fahrt nach dem Phanar hatte zahlen müssen. Nun fragte ich den ersten: „Wie viel willst Du?“ „Fünf Piafter“, den zweiten: „Vier Piafter“. Doch schon schrie ein junger Bursche: „utsch, utsch“ (drei). Natürlich nahm ich diesen, — und Das ist für eine Fahrt von zwanzig Minuten wahrhaftig nicht zu viel, zumal es der Ortskundige auch gezahlt hatte. Ich weiß wohl, daß man mit Geduld und Hartnäckigkeit die armen Bootleute und Lastträger oft sehr herunterbieten kann, und Europäer, namentlich morgenländischer Abkunft, die erster Klasse fahren und persönlich sich nichts abgehen lassen, rühmen sich oft gewaltig, daß sie einen solchen armen Burschen klein und demüthig gekriegt haben, so daß er den verlangten Dienst fast um ein Nichts leistete. Dies widerstrebte mir. Ich weiß auch, daß die Eingeborenen, Griechen, Türken und Armenier, in diesem Punkt Erhebliches leisten. Allein diese Orientalen kennen den trefflichen englischen Spruch „time is money“ nur zur Hälfte. Sie wissen genau, was „money“ ist; dagegen mit der Zeit treiben sie eine sträfliche Verschwendung. Ich habe mehrfach, theils zu meiner Belustigung, theils, um Land und Leute kennen zu lernen, solchen Verhandlungen beigewohnt. So kam ich einst von Kadiköi nach der Dampferlandungsstelle der neuen Brücke. Ein junger, höchst eleganter Grieche und sein Vater wollten einen vorintitulischen Hausrath von unzähligen, mit Blumen in den grellsten Farben bemalten Kisten und Koffern und zusammengeschmürten Betten nach Pera hinaufschaffen. Ein prachtvoller turkischer Chamal mit seinen zwei Adjutanten sollte gemiethet werden; allein der Grieche wollte so schmäblich wenig bezahlen, daß der Kurde, der bereits seine Seile hervorgezogen hatte und die Ladung tragsähig zu machen im Begriff war, energisch von dem Handel zurücktrat. Nun begann ein Redefeuerverk, unterstützt von dem lebendigsten und wirklich sehr anmuthigen Mimenspiel, das mir als unparteiischem Zuschauer die Szene höchst ergötzlich machte. Die

Griechen sind in dieser Beziehung geborene Schauspieler und leisten im Affekt — Attentate auf ihren Geldbeutel erwecken stets ihre höchste sittliche Enttückung — geradezu Bewundernswürdiges. Doch an dem Sohn des Laurusgebirges prallte Rhetorik und Mimik, wie an einem rocher de bronze, ab. Der Graeculus mußte sein Glück mit einem anderen Chamal versuchen. Der Ausgang des Handels ist mir unbekannt, da ich bereits zehn Minuten mehr zugehört als zugehört hatte und selbst weiter mußte.

Ich habe solche Kämpfe mit meinem Türken dadurch vermieden, daß ich jedesmal einen festen „Contratto“ (Vertrag) mit ihnen abschloß um ein möglichst niedriges Fährgeld. Wenn je Einer sagte: „Das seien wir nachher fest“, stieg ich sofort wieder aus, und ehe ich einen Zweiten miethete, hatte der Erste seinen festen und regelmäßig recht bescheidenen Preis genannt. Dann erklärte ich in meinem unerlaubt schlechten, aber den Sandalchis verständlichen Türkisch: „Wenn Du anständig bist, Balkschisch; wenn Du unverschämt bist, abe Balkschisch“. Man muß die Türken pädagogisch, wie Kinder, behandeln. Ein dreißigjähriger Türke hat ungefähr den Verstand eines vierzehnjährigen Jungen. Ich weiß, daß viele Menschen das Trinkgeld für ein unmoralisches Institut halten, und der große Ihering hat dagegen geschrieben; aber nicht einmal in Europa ist er damit durchgedrungen. Man liest in den Blättern von Zeit zu Zeit über Gastwirthszusammenkünfte, die „den Trinkgelderunsug“ abzuschaffen beschließen; die wohlthätigen Folgen habe ich auf meinen Reisen noch niemals verspürt. Ich lasse mich in diesen anspruchlosen Blättern auf die wissenschaftliche Theorie des Trinkgeldes nicht ein. Einen verständlichen Wink zu dessen richtiger Auffassung hat uns einer der größten Söhne Englands, Kardinal Manning, gegeben, als er sagte: „Der hungernde Mensch hat ein natürliches Anrecht auf das Brot des Nächsten; dieses natürliche Recht ist so tief begründet, daß es allen positiven Eigenthumsgeetzen weit voransteht“. Die Rußanwendung auf die Trinkgelderfrage lautet: „Der für Dich behaglichen Genußmenschen — denn das bist Du Reisender — im Schweiß seines Angesichts arbeitende Proletarier hat ein natürliches Anrecht auf eine über die vertragsmäßig vereinbarte Entlohnung hinausgehende Ertragabe; die Anerkennung dieses natürlichen Anrechtes ist für jeden anständigen Menschen selbstverständlich“. Nach diesem Grundsatz habe ich im Orient gehandelt und wahrscheinlich das eine oder das andere Mal ein paar Groschen zu viel ausgegeben. Aber ich tröstete mich mit dem Wort, das mir die sehr geschickte Frau eines Diplomaten aus den Balkanstaaten sagte: „On ne voyage pas pour faire des économies“. Und dann, wie lohnt sich Das in jeder Beziehung! Die Menschen des Orients sind keine geschraubten Existenzen; sie thun nicht das Gute um des Guten willen, wohl aber das Gute um des Trinkgeldes willen. Vergeß-

liche Menschen, wie ich, lassen auf mancher Station ein paar Gepäckstücke liegen. Daß ich Alles wieder zurückbrachte, verdanke ich nur der Liebenswürdigkeit der dienenden Geister, deren Herz ich durch den Balschisch gewonnen hatte. In Patras hatte ich mich im ausregenden Gespräch mit einem griechischen Freunde und ehemaligen Schüler etwas verspätet; in der Eile der Abfahrt nach Olympia vergaß ich etwa die Hälfte der notwendigsten Reiseutensilien; doch der treue Georges trug mir mit der größten Dienstfertigkeit eins der vergessenen unentbehrlichen Dinge nach dem anderen zu, so daß ich wohlausgerüstet abdampfte. Mein Reisehandbuch ließ ich bisweilen liegen; einmal, in Pera, rannte mir Aristides, der kleine Albanese aus Dibra, durch zwei Straßen nach, um es mir wieder einzuhändigen. Außergewöhnlich praktische und sprachgewandte Reisende bedürfen natürlich solcher Hilfen nicht. Ältere, bequeme und vielleicht gleichfalls vergessliche Orientbesucher thun gut daran, sich mit dem ungerathen Mammon Freunde zu erwerben. Die Kapitalanlage ist gering und verzinst sich gut.

Außerdem vergesse man Eins nicht. Wir „Franken“ werden von den Einheimischen, seien es Christen, seien es Anhänger des Propheten, ganz ausgezeichnet behandelt, gleichsam als eine höhere Rasse. In den Läden und im Bazar werden wir mit viel mehr Höflichkeit und Besonnenheit bedient als der Eingeborene. Ein vornehmer Armenier erzählte mir, daß Armenier und Griechen bisweilen unser europäisches Kadebrechen des Türkischen in den Gewölben nachahmen, weil sie dann viel sinker bedient werden, während ein geldufig türkisch sprechender Christ sofort als Einheimischer erkannt und mit weniger Aufmerksamkeit behandelt wird. Der Lustradtschi (der Schuhpuher) entwickelt einen wahren Hölleneifer, wenn er die Stiefel eines Fremgi zu puhen hat, weil er voraussetzt, daß dieser ihm zwei Rétailliques (10 Etr.) und nicht einen, wie der Eingeborene, verabreichen wird. Viele Reisende betrachten aber als ihr Hauptziel, den Orientalen möglichst verächtlich, fast en canaille, zu behandeln. Er ist schlechte Behandlung gewöhnt, hat kein so fein entwickeltes Ehrgefühl wie der Europäer auch niederen Standes; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, ihm nur durch Noheit imponiren zu können. Umgekehrt sind die meisten Orientalen für anständige und nur menschliche Behandlung sehr dankbar und rührend anhänglich; ich kann nur behaupten, hierin die besten Erfahrungen gemacht zu haben.

Mit den türkischen Bootsleuten stand ich von Anfang an im besten Einvernehmen. Ich gab für die Fahrt, statt der vertragsmäßig ausbedungenen drei, regelmäßig fünf Piafter, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Bei den überaus elenden Geldverhältnissen der türkischen Hauptstadt — in Smyrna ist Alles viel besser — gehören nämlich Ein- und Zweipiafterstücke zu den größten Seltenheiten. Wenn man sich einen Fünfer

einwechselt, zieht der Bucherer einen oder zwei Métalliques ab. Einen Piafter mußte ich Anstands halber dem braven Türken Balkschisch geben. Ging ich nun, um ihm Dies Aberreichen zu können, zum Wechsler, so blieben mir vom Ghiref (1 Fr. 5 Cts.) ganze 20 Paras (10 Cts.) in den Händen. Da zog ich es vor, statt den Hebräer zu bereichern, dem Türken lieber einen Ghiref zu geben. Die Bootleute von Galata sind meist Lazen aus der Umgegend von Trebizonde: in der Provinz herrscht an vielen Orten eine unbeschreibliche Dürftigkeit; diese armen Teufel finden in Konstantinopel ihren nothdürftigen Unterhalt und betrachten deshalb die Kaiserstadt als ihr Dorado. Wie alle Berufe in der Türkei, halten auch die lazischen Sandalschisch landsmannschaftlich zusammen. Von diesen Söhnen des Meeres habe ich mein Türkisch gelernt, einen fürchterlich gemeinen Dialekt; meine plebejische Aussprache bildete daher regelmäßig den Gegenstand gelinden Entsetzens bei einem feingebildeten Perser, mit dem ich bekannt wurde. Aber die Sandalschisch verstanden mich, — und Das war die Hauptsache.

Der ungeheure Bildungsdrang unserer Zeit hat auch die Türken ergriffen und sickert durch bis in die untersten Volksschichten. Griechen und Armenier haben längst mit den größten Opfern für ihre Nationen Volksschulen gegründet. Aber auch die türkische Jugend wird heute geschult. Zu meiner starken Verwunderung war die junge Generation dieser rohen Sandalschisch des Schreibens wie des Lesens sehr wohl kundig und ich konnte ihnen keine größere Freude machen, als wenn ich ein paar Worte in arabischer Schrift hinmalte. Bei meinen Fahrten habe ich noch den ersten paar Tagen mich immer an den selben Bootsmann gehalten. In Venedig hatte sich mir diese Praxis als sehr ersprießlich erwiesen; und die selbe Erfahrung machte ich am Goldenen Horn. Redir war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle; nie hatte ich mit ihm wegen der Bezahlung Erörterungen. Etwas Vornehmes haben die Türken. Während die lebhaften Griechen und Italiener ihre Zufriedenheit in den artigsten Redewendungen ausdrücken, ist der Türke stets feierlich. Sein Dank besteht nur in dem eleganten Gestus des Salam. Doch für freundliche Worte zeigte auch er sich sehr empfänglich. Seine Hauptforge war immer, zu erfahren, um wie viel Uhr ich aus dem Phanar zurückkehre und wann ich am folgenden Tage auf der Skala von Galata erscheinen werde. Ich bezeichnete ihm die Zeit *alla Franca* und *alla Turca*; und pünktlich fand er sich zur festgesetzten Stunde ein, pünktlicher als ich, der ihn aus allerhand Gründen oft eine halbe oder ganze Stunde warten ließ. Das hat im zeitlosen Orient aber wenig auf sich.

Natürlich sind die Kollegen unter einander neidisch wie die Raben. Sie mißgönnten meinem Bootsmann und dessen Sohn den Balkschisch und guckten immer, wie Raubvögel, zu, wenn ich Jene ablohtete. Redir war Das

höchst fatal. Ich erforderte daher einen neuen Bezahlungsmodus. Während der Fahrt, mitten auf dem Meer, in möglichst einsamer Gegend entrichtete ich meinen Tribut. Beim Aussteigen wechselten wir zur allgemeinen Bewunderung nur einen kurzen Gruß und der alte Bedir lachte auf den Stockzähnen.

Weil ich regelmäßig den ganzen Tag im Kloster des Heiligen Grabes blieb, folgte ich gern der Einladung der Mönche, an ihrem Mittagsmahl theilzunehmen. Im Hotel mußte ich freilich trotzdem bezahlen, da ich Pension abgemacht hatte. Ich pflegte mir daher öfter vom Maitro d'Hotel das Frühstück mitgeben zu lassen, bat ihm aber, keinen Schinken beizulegen, da mir dieser zu sehr Durst verursache. So erhielt ich ein hübsches Packet mit einer den Geboten des Propheten nicht widersprechenden Nahrung, dessen Anblick immer die beiden Türkengesichter vor Freude leuchten machte; denn sie wurden mit seiner Bestimmung bald vertraut. Für sie war es immer ein Festessen. Türken und Kurden (auch die Griechen aus dem Volk) leben unbeschreiblich einfach, fast ausschließlich vegetarisch. Alkoholische Getränke verbietet ihnen die Religion, deren Satzungen das niedere Volk gewissenhaft hält. Mir war es immer ein Räthsel, wie diese stämmigen und sehnigen Bootleute und Lastträger, die den ganzen Tag rudern oder unglaubliche Lasten tragen, mit einigen Früchten oder gebratenen Kastanien ihren Appetit stillen und dazu Wasser trinken. Unsere Arbeiter vermöchten Das nicht. Dort geschieht's. Gewiß wirkt auch das Klima mit; aber die große Mäßigkeit bei kolossaler physischer Kräfteanstrengung bleibt trotzdem bewundernswürdig.

Witunter hat man hübsche Einblicke in das türkische Familienleben. Der alte Mustafa, ein Laze aus Trebizonde, hatte erst in späten Jahren eine junge Frau geheirathet; er war von Trapezunt nach Konstantinopel gezogen, um sein Leben zu fristen. Sein ganzer Besitz steckte in dem Sandal. Da er selbst zu alt und schwach war, überließ er dessen Bedienung seinen beiden Söhnen, Ali und Aftan, zwei Burschen von achtzehn und siebenzehn Jahren. Die Mutter besorgte das Hauswesen und so hatten diese beiden jungen Leute für die Familie zu sorgen. Von ihrem Verdienst als Sandalschis lebte das ganze Haus. Als ich von Halki zurückkehrte, fragten sie zu meiner großen Bewunderung, in welchem Monastir (Kloster) ich gearbeitet habe, ob in Hagia Triada oder im Panagiakloster. Ich hätte nicht gedacht, daß diese unwissenden Türken so gut Bescheid wüßten; auch von dem Zweck meiner Reise, dem Besuch der dortigen Bibliotheken, hatten sie ziemlich deutliche Vorstellungen. Diese Sandalschis fuhren mich und eine befreundete griechische Familie einst nach den süßen Wassern Europas. Es war ein Sonntag und daselbst eine ziemlich große Volksversammlung: Griechen, Türken und Armenier, ein fröhliches Gedränge in allen Rassen. Auf den Wiesen tummelten sich Einige zu Fuß oder zu Pferd; Andere übten sich im Wettrudern auf

dem sanft dahinfließenden, von alten Bäumen umschatteten Strome. Wir ergingen uns lange in dem schönen Park, der zu Sultan Mahmuds Schloß gehört. Merkwürdig war der große Anstand dieser sonntäglich fröhlichen Menge. Im Gegensatz zu dem Eindrucke, den sonntags unsere Vergnügungsorte gewähren, zeigte sich nirgends unter dem jubelnden, meist den unteren Ständen angehörenden Menschengewimmel ein Betrunkener. Nur zwei junge Türken führten zur Lautenbegleitung einen äußerst graziösen, zum Schluß allerdings etwas lasziven Tanz auf. Der Kavedschi, der uns bediente, ein alter Grieche, sagte aber gleich mit verächtlicher Miene: *Eivan Törkleri* (Es sind Türken).

Der liebenswürdigste unter den Bootsleuten war ein gewisser Ismail, ein Mensch von wahrhaft rührender Anhänglichkeit. Ich bedauerte schließlich, nicht ihn zu meinen regelmäßigen Fahrten gemietet zu haben. Einst fuhr ich mit ihm nach Divan Hane, um dem Zitr der heulenden Derwische beizuwohnen. „Ach, Tischebi!“ sagte er, „nimm mich doch auch für die Rückfahrt; ich warte gern zwei oder drei Stunden an der Stala, wenn Du nur wieder mit mir fährst.“ Leider hatte ich einen Besuch in Pankaldi, auf dem Höhenrücken von Pera, zu machen und konnte daher die Bitte des Braven unmöglich erfüllen, was er übrigens begriff. Als ich zum letzten Male das Goldene Horn durchquerte, fuhr er dicht neben meinem Kahne eine Strecke mit. Ich wurde ungeduldig und sagte: „Ach, Ismail! Du siehst, daß ich heute Redie gemietet habe. Zwei Sandals brauche ich nicht.“ Da streckte er mir seine gebräunte Rechte entgegen und sagte nur: „Tischebi, addio!“ Diese zwei Worte haben mich mehr gerührt als der beredeste Abschiedsgruß.

Die größte Seligkeit der Türken ist der Tabak. Alle Türken, auch Frauen und Kinder, sind leidenschaftliche Raucher. Durch Vertheilen der eben so billigen wie schlechten Cigaretten der osmanischen Regie erwarb ich mir viele Freunde, und wenn ich daher der Landungstelle nahte, begann gleich aus diesen Kehlen das Bettelgeschrei: „Musju! Tutun!“ Als aber ein Alter einmal etwas zudringlich wurde und höchst eigenhändig aus meiner Cigarettenpackung sich bedienen wollte, wies ich ihn zurück: „Du bekommst keinen Tabak; Du bist underschämt (utanmas)“. Ganz betrübt und beschämt schlich er sich davon, wie ein Schulknabe, der eine schlechte Censur erhalten hat, und wiederholte schmerzerfüllt: „utanmas, utanmas“. Das war doch recht taktlos von dem Franken, den reifen Mann vor diesen Selbstquädeln zu blamiren. Von da an herrschte musterhafte Ordnung.

Als ich nach mehrwöchiger Abwesenheit wieder nach Konstantinopel zurückkehrte, machte ich mich im Voraus auf einen etwas lärmenden Empfang gefaßt. Ich hatte mich vorbereitet durch Einkauf einer etwas größeren Quantität Tabak und die Ausarbeitung einer wohl disponirten Rede. Natürlich wurde

ich, kaum an der Skala angelangt, mit lautem Jubelgeschrei und der üblichen Tabakpetition begrüßt. Darauf sprach ich zum versammelten Schiffsvolk: „Ihr seid Alle Stroche, aber liebenswürdige Stroche; darum habe ich Euch gern und gebe Euch Tabak.“ Die Freude war groß und wir schieden als die besten Freunde. So könnte ich noch hundert kleine Züge erzählen als Beleg, welche treuherzige, anhängliche und kindlich brave Menschen diese einfachen Söhne des türkischen Volkes sind.

Einen mächtigen Eindruck machte auf mich die große Frömmigkeit der Türken. Ich besuchte mehrfach in Konstantinopel und Smyrna die Tekkes der heulenden und der tanzenden Derwische, deren ganzes Leben und Treiben religionsgeschichtlich höchst interessant ist. In Syrien und dem östlichen Kleinasien sind die großen Schechs und Babas zu Hause. Bei Amasia hauste der Stifter der Begtaschis; in Konia ist das Familiengrab des Stifters der Mewlewis. Auf diesem Boden ist der Mystizismus und religiöse Wahnsinn heimisch. Wir wissen aus Ibn Batutahs Reisen, daß schon im vierzehnten Jahrhundert der Islam Kleinasien eine ganz eigenthümlich ausgeprägte Physiognomie hatte. Jene Bruderschaften der jungen Leute, die den arabischen Waller so gastfrei überall aufnahmen und deren nächtlichen Gottesdiensten er mehrfach beiwohnte, sind eine speziell in Kleinasien heimische Einrichtung. Man fragt sich unwillkürlich: ist dieses Derwischwesen mit seinem Mystizismus eine spezifisch islamitische Institution oder reichen seine Wurzeln nicht in vormohammedanische Zeiten zurück?

Bekannt genug ist, daß im islamitischen Orient der Blödsinnige als heilig gilt. Einer der größten türkischen Sancti ist der in Osmandschü begrabene Gefährte des Schechs der Janitscharen, Hadschi Begtaschi, der Heilige Kajunbaba, der „Hammelvater“, der nicht sprach, sondern fünfmal am Tage zur Gebetsstunde wie ein Hammel blähte. Solche verrückte Heilige kennt aber auch der vorislamitische Orient. Im sechsten Jahrhundert blüht in Emesa — als Homs später das Schilda der Araber — Symeon, der Narr um Christi willen, ein von der ganzen Stadt hochverehret und trotz oder wegen seiner wahnsinnigen Streiche bewunderter Heiliger. Er hat bei den Griechen wie den Russen zahlreiche Nachfolger und Tolstoi hat in seinen Volkserzählungen (Drei Greise) diesem Glauben einen hinreisenden Ausdruck verliehen. Die Tänze und das Geheul der Derwische erinnern an den korybantischen Taumel der Kybelepriester. Noch heute schneiden die Derwische Ranissas sich in heiliger Wuth mit Messern die Arme blutig, wie Das Apuleius von den Metraghryten erzählt. Phrygien, eine religiös tief durchwühlte Landschaft, ist die Heimath des Montanismus mit seinen enthusiastischen Prophetinnen; und Montanus, das Sektenhaupt, soll Kybelepriester gewesen sein, so daß auch diese Reaktion des urchristlichen, schroff supranaturalen

und enthusiastischen Geistes ihre Nahrung von dem echt phrygisch-orgiastischen Kybelefanatismus empfangen hat. Eine anderer präislamitischer Fakir und Derwisch war der Diakon Glycerius, der Kappadozier, der Schützling des Heiligen Gregor von Nazianz. Mit jungen Mädchen, seinen ständigen Begleiterinnen, organisierte er von Gesang begleitete Tänze, die kolossalen Zulauf, namentlich von der Jungmannschaft, erhielten. Der Heilige Basilus schreibt darüber mit einer übrigens sehr milden Entrüstung: „Bedenke, was Das für eine Gelegenheit war! Das Fest von Venasa wurde gefeiert und, wie gewohnt, strömte eine gewaltige Volksmasse durch alle Gauen. Er führte den Reigen an, begleitet von jungen Männern und im Tanze sich drehend, bewirkend, daß die Frommen ihre Augen niederschlugen u. s. w.“ An Glycerius selbst schreibt er: „Du sollst von Gott verworfen werden mit Deinen Gesängen und Deinem Spiel, mit dem Du die jungen Mädchen nicht zu Gott, sondern zum Schwefelpfuhl leitest“. Daß die geordnete Kirche über diese nächtlichen Tänze der Mädchen unter Führung des Diakonus und in Gesellschaft junger Bursche in einige Aufregung gerieth, ist ganz natürlich. Aber warum ist Bischof Gregor so nachsichtig? Sehr passend erinnert Ramsay daran, daß Venasa eines der hochheiligen Centren Kappadoziens war; der dortige Oberpriester des Zeus gebot über mehrere Tausend Hierodulen und hatte fünfzehn Talente (gegen 70 000 Mark) jährliche Einkünfte. Offenbar hat Glycerius ein alteinheimisches heidnisches Fest leise verwandelt und die uralten landesüblichen Feiertänze mit den Kindern der ehemaligen Hierodulen für irgend einen christlichen Heiligen verrichtet, wie uns parallele Vorgänge aus dem benachbarten Armenien im Leben des Heiligen Gregor des Erleuchters erzählt werden. Den durch das Christenthum vermittelten Zusammenhang zwischen dem alten Naturenthustadmus und dem heutigen Derwischwesen betont auch Ramsay in trefflicher Weise: „Chorgesang und Reigentanz sind natürliche und regelmäßige Begleiter der älteren und einfacheren Formen der Religion, sowohl der heidnischen wie der jüdischen; und in Venasa wurden sie (von den Christen) beibehalten mit einigen Beschränkungen in Worten und Bewegungen. An die Stelle der heidnischen Sprüche kamen zweifellos geistliche Hymnen. Basilus macht keinerlei Andeutung, als wäre der Tanz und Gesang nicht ruhig und bescheiden gewesen. Die Ausgelassenheit der alten heidnischen Bedäufte war aufgegeben worden; aber in manchen Beziehungen bestand zweifellos eine genaue Verwandtschaft zwischen dem alten heidnischen und dem neuen christlichen Fest. Wahrscheinlich giebt uns der Tanz der heutigen großen Derwischklöster von Kara-Hissar und Konium die beste Vorstellung von dem Fest zu Venasa in den Tagen des Basilus, wenn auch der bilderfeindliche Geist des Mohammedanismus die Ekstase und die enthusiastische Hingabe des alten Rituals noch weiter gedämpft haben

werden. Aber die fremdartige, geisterhafte Musik der Flöte und der Cymbeln und der aufgeregte, wenn auch anständige Tanz machen die Ceremonie dennoch zu dem entzückendsten und wonnetrunkensten Vorgang, den ich je kennen lernte. Durch diese Analogie erhalten wir einen Begriff von der Macht, die ein Mann von angeborener Fähigkeit und religiöser Inbrunst über zahlreiche junge Leute gewinnen kann. Glykerias, wie uns Basilius erzählt, nahm den Titel und das Kostüm eines ‚Patriarchen‘ an. Er war der Direktor der Ceremonie; aber, wie der moderne Derwischschach, tanzte er nicht selbst.“ Um die Derwische kennen zu lernen, darf man nicht in Konstantinopel bleiben, wo sie durch den Fremdentonflux bezahlte Schauspieler geworden sind, sondern man muß in die Provinz gehen, um zu erkennen, daß der uralte autochthone Paganismus und die altphrygische verzügte Religiosität, wenn auch entstellt und theilweise abgeblaßt, in ihnen fortleben. In Smyrna ging ich mehrmals zum Zitr der heulenden Derwische, wie ich aufrichtig gestehe, mehr aus religionengeschichtlichem und auch aus pathologischem Interesse, weil ich mich an dem Gebrüll und den Wochsprüngen der Heiligen zu erheitern hoffte.*) Allein so schlecht ich Dem gemäß auch disponirt war: ich muß bekennen, daß die aufrichtige Religiosität der Theilnehmer einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Die naive mittelalterliche Frömmigkeit, welche die Christen des Orients kaum mehr besitzen und welche uns im civilisirten Westen nicht einmal vom Hörensagen bekannt ist, lebt noch ungebroschen bei den Türken fort. Wenn der Ruf des Gebetes ertönt, steigt der Landmann, wie ich in Lybien oft sah, von seinem Esel; unbekümmert um Zuschauer und Straßenstaub, macht er mit größter Andacht seine Kniebeugungen und Prostrationen, bis dem religiösen Gebote genügt ist. Die selbe aufrichtige Inbrunst bemerkte ich auch bei den Derwischen. In Smyrna kommen selten Fremde zum Besuch; im Reisehandbuch ist ihr Telle nicht notirt und darum kennen sie Europens übertäunte Höflichkeit noch nicht; sie leben nur sich und ihrem Gottesdienst.

Es dauerte stets ziemlich lange, bis die gläubige Gemeinde sich versammelt hatte; dann stellte sich der Schach in die Mitte und die Anderen

*) Hier will ich auch ein religionphilosophisches Gespräch über die Derwische wiedergeben, dessen unzeitwilliger Zuhörer im Hotel Bristol ich wurde. Eine sehr kluge Amerikanerin verglich die Derwischtänze mit den Camp-meetings der Methobisten und meinte: „Ces danses sont une nécessité pour les hommes, ils reviennent toujours à l'existence sauvage. Moi, je comprends cela.“ Und eine alte, sehr starke Rumänin, die tapfer Cigaretten rauchte, erwiderte: „Moi, je respecte cela; on s'exalte, on erie, on hurle; cela choque les personnes qui sont plus civilisées; mais enfin, je comprends cela.“ Leider habe ich die Fortsetzung dieses Dialogs nicht aufgezeichnet.

traten im Kreis auf ihre Kammfelle. Nach dem Eingangsgebet knien Alle nieder und beten die erste Sure des Korans, die der Schech vorspricht. Dieses Beten ist kein einfaches Sprechen, sondern mehr ein modulirtes, labenzirtes Singen in der Weise des liturgischen Gottesdienstes. Darauf singen sie — immer mit dem Hochton auf der drittletzten Silbe — das: la ilah illah 'lah (Es giebt keinen Gott als Allah.) Das wiederholen sie mindestens hundertmal, immer in dem selben Tempo; darauf singt es der Schech nochmals vor, und zwar in viel schnellerem Tempo. Mit rasender Schnelligkeit wird es vom Chor etwa hundertmal wiederholt. Dabei wiegen sie den Leib vorwärts und zurück und wackeln mit den Köpfen. Als Begleitung dient eine Ohren zerreißende Flötenmusik. Ein blinder Alter und ein junger Bursche, der mit seinen großen Händen nie recht weiß, wohin, singen dazu herzzerbrechend geistliche Lieder. Aber auf die Orientalen macht diese eintönige Musik mächtigen Eindruck; immer erregter werden sie; auch den Europäer ergreift allein vom Zuhören ein nervöses Kontagium. Auf Befehl des Schechs rufen sie unzählige Male: Allah, Allah, dann viel dumpfer und fanatischer daß es wie Ollah, Ollah klingt; darauf ganz wild und verzückt: Allah, Allah, burda, burda. Die ganze Gesellschaft ist frenetisch erregt und leucht nur noch unzählige Male: Hu! Hu! (Er! Er!) Aber das wüste Gesträul und Schäumen, wie in Stutari, bemerkte ich hier nicht; es war überhaupt keine Spur von Komödie, auch kein eigentlicher Ausbruch religiösen Wahnsinns, sondern entschieden eine — wenn auch rohe — Form tief empfundener Andacht. Plötzlich tritt allgemeine Stille ein; sie stehen auf, geben einander die Hand und singen ganz hübsch ein langes geistliches Lied. Dann tritt ein Derrwisch mit hoher Filzröhre in die Mitte und tanzt um sich selbst; die anderen Mönche bilden einen tanzenden Ring um ihn, einen zweiten die Laien; es erinnert an eine Quadrillenfigur; auch dazu werden Hymnen gesungen. Was mir besonders auffiel, war, daß an der religiösen Uebung sich durchaus nicht nur die Derrwische, sondern auch zahlreiche Laien in ihrer weltlichen Tracht theilnahmen; es waren Leute aus dem Volke, Männer und Knaben, Früchtee Verkäufer, Wasserträger, Soldaten, kleine Beamte, aber auch einige vornehmere Offiziere in glänzender Uniform und ein fein und europäisch gekleideter alter Herr, der nur durch sein Fez als Orientale gekennzeichnet war. Alle diese Laien verrichteten ihre Andachtübungen mit der größten Innigkeit; nur ein junger Händler, der sich mechanisch, nicht, wie die Andern, vorwärts und rückwärts, sondern nur sehr wenig mit dem Kopfe nach links und rechts wiegte, schien durchaus nicht bei der Sache zu sein. Als ich das zweite Mal kam, waren genau die selben Laien als Theilnehmer erschienen. Offenbar vollzogen sie ihre Freitagсандacht mit der Regelmäßigkeit pünktlicher Kirchgänger. Man hatte ganz den Eindruck, als wäre man in einer

Versammlung mohammedanischer Gemeinschaftsleute oder Stündeler gewesen. Das Kloster liegt mitten im türkischen Quartier, einer orientalischen Gasse in dem immer mehr europaisirten Smyrna, unweit der echt türkischen Hauptstraße. Auf beiden Seiten dieser Straße sind hohe Bäume gepflanzt, in deren Schatten die Kaffeetieder und kleinen Handwerker ihre Geschäfte auf offener Straße betreiben. Das zweite Mal besuchte ich das Kloster mit einer befreundeten armenischen Dame, die — charakteristisch für diese Levantiner — obwohl in Smyrna geboren und ihr ganzes Leben dort ansässig, noch niemals das Kloster besucht hatte. Als sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, mit mir das Türkenquartier betrat, durchfuhr sie ein unwillkürlicher Schauer: Oh! comme j'ai peur! Trotzdem durch den edeln Bali Kiamil-Pascha Smyrna von den Armeniermorden verschont geblieben ist, steckt den unglücklichen Volksgenossen die furchtbare Erinnerung an diese Gräueltaten noch in allen Gliedern. Aber auch diese Armenierin gab mir zu, daß sie von der tiefen Frömmigkeit dieser Andächtigen überrascht worden sei.

Sehr erheitert hat mich auch die „wissenschaftliche“ Theorie eines gebildeten und aufgeklärten Koranlesers über das Derwischwesen, die ganz an unsere ehemaligen Erklärungen des Rationalismus vulgaris erinnert. Er setzte mir auseinander, diese Tänze, Leibverrenkungen und Genusflexionen hätten einen sehr guten Zweck. Das religiöse Gesetz, das die Derwische ins Kloster einschloß, habe in sanitätswidriger Weise ihnen die körperliche Bewegung erschwert und als Ersatz für Spaziergänge, Bewegungsspiele u. s. w. habe dann der Gesetzgeber diese religiöse Gymnastik eingeführt. Er war von der Richtigkeit dieser Ausführungen felsenfest überzeugt und einigermaßen beleidigt, daß ich mich mehr humoristisch als zustimmend darüber äußerte.

Es ist übrigens nicht wahr, daß die Gebildeten bereits alle ihre Religion verloren hätten. Auch Männer der besseren Stände machen noch mit Inbrunst die religiösen Ceremonien mit. So war ich in der Achmedijemoschee ein Zeuge eines äußerst sonderbaren Vorfalles. Ein junger Türke, nach der feinsten pariser Mode gekleidet, in einem hellrosa Hemde und einem taubengrauen Anzug, nahm die gesetzlichen Waschungen vor. Zuerst löste er seine hochelegante Krawatte, Faux-cols und Manschetten und wusch Antlitz und Hände; hierauf streifte er von seinen Füßen die gelben Schuhe und Seidenstrümpfe, um auch an ihnen das Religionsgesetz zu verwirklichen. Diese Mischung von Mohammed und Tout Paris wirkte so unwiderstehlich komisch, daß ich und ein anwesender Freund Mühe hatten, das Lachen zu unterdrücken. Das hinderte den osmanischen Dandy nicht, mit größter Ernsthaftigkeit seine Waschungen zu vollenden. Solche Frommen der Modewelt sind übrigens auch in Stambul sehr selten.

Jena.

Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.



Meine Weltreisende.

Wer hat sie nicht in der berliner Gesellschaft gesehen? Eine magere, hochaufgeschossene, unscheinbare Frau in einem mehr dauerhaften als schönen Kleide, das den Eindruck macht, als sei sie eben aus dem Eisenbahnzug gestiegen. An dem bescheidenen Kleid und dem verwitterten Gesicht von Magda Sibomeit geht wohl Jeder achtlos vorüber, der nicht weiß, wer sie ist und was sie treibt.

Auch ich that es, als ich ihr zuerst begegnete. Es war in einem großen internationalen Salon bei einer musikalischen Aufführung, die Zungen und Glieder auf geraume Zeit gefesselt hielt. Der Zufall hatte uns neben einander auf eins der gelben Damastsofas verschlagen, in denen man dort so gern versinkt, um träumend der Musik zu lauschen.

Alein diesmal dauerte das Träumen ein Wenig lange. Meine Nachbarin wurde nervös: sie vermochte nicht mehr stillzusitzen.

Nervös! Das war kein passender Ausdruck für sie. Obgleich sie wohl kein unnützes Loth Fleisch an ihrer überschlanen Gestalt besaß, schien ihre Gesundheit doch eisenfest, ihr sehniger Körper unermüdblich, allen Anstrengungen gewachsen. Als der letzte Ton verhallte und die Zuhörer in Beifall ausbrachen, wandte sie sich lebhaft an mich:

„Das ist ja Freiheitberaubung, ein meuterischer Ueberfall! Am Nil könnte ja Etwas nicht vorkommen, nicht wahr?“

„Verzeihung, ich habe nicht das Vergnügen, den Nil persönlich zu kennen; kenne ihn leider nur durch den Atlas.“

„Ach so, man vergißt Das immer; man denkt, was Einem selbst so geläufig ist, müßte Jeder kennen. Sie gehören also auch zu Denen, die stets hinter dem Ofen hocken?“

„Verzeihung,“ versetzte ich wieder in meiner bescheidenen Weise, „doch nicht so ganz. Ich reise im Sommer an die Ostsee und besuche auch den Grunewald und Potsdam; ich lasse mir wirklich keine Gelegenheit entgehen, meinen Gesichtskreis zu erweitern.“

Magda Sibomeit lachte. „Sie spotten über mich? Nun ja, Sie haben Recht, ich falle immer gleich mit der Thür ins Haus. Das gewöhnt man sich im Coupé an, da darf man nicht lange Vorbereitungen machen, sonst steigt der Gefährte aus. Aber sagen Sie selbst: giebt es etwas Schöneres als Reisen? Wenn ich im Eisenbahnzuge sitze, habe ich ein Gefühl, als flöge ich, als beherrschte ich Zeit und Raum.“

„Ich kann es Ihnen nachempfinden. Wenn nur die Gasthofbetwären und wenn man auf Reisen nicht Kellner tröfe.“

„Ueber kleine Unannehmlichkeiten trägt mich mein Enthusiasmus. Man muß sich überhaupt nicht verwöhnen, nur das Nothwendigste. dann ist man frei —: so frei, wie ein Mensch es zu sein vermag.“

„Und Sie haben diesen Grundsatz stets durchgeführt und führen jetzt noch durch?“

„Jetzt noch? Sie schmeicheln mir nicht; sehe ich schon so alt aus?“

„Oh!“

„Na . . . versuchen Sie keine Lügen! Also ich sehe so aus. Eigentlich alt bin ich noch nicht, aber natürlich ein Bißchen abgestreift und mitgenommen von den Anstrengungen und vom Wetter. Die zarte, weiße Haut einer Dame, die immer auf dem Sofa liegt, kann so ein globe-trotter nicht haben, der sich stets haken in Augenbraue oder Kälte aufzuhalten hat.“

Es war bezeichnend, daß sie „der“ sagte und von sich wie von einem Manne sprach.

Dalb kam sie mir auch wie ein Mann vor in dem praktischen Vodenkleid — Jacke und luftfreiem Rock — mit dem kurz abgescnittenen, ergraunden, früh schwarzen Haar. Ihre Haut war kupferfarbig und faltig, aber ihre blauen Augen blickten heil, klar und scharf.

„Wie lange reisen Sie schon in der Welt umher?“ fragte ich.

„Wie lange? Lassen Sie mich nachrechnen. Es sind wohl fünfundsiebenzig Jahre, — ja richtig, nächstens kann ich mein Jubiläum feiern, meine silberne Hochzeit mit dem Reisekoffer. Als mein liebes Väterchen starb, jetzt vor fünfundsiebenzig Jahren, vermochte ich mich erst gar nicht zu fassen; wir hatten uns für einander gelebt. Rein aus Verzweiflung, um mich zu zerstreuen, weil ich sonst den Verstand zu verlieren fürchtete, begab ich mich auf den Weg. Das Reisen gefiel mir. Erst that ich es in Begleitung einer Dame; aber man hindert einander auf Schritt und Tritt: der Eine will Gott, der Andere Hül! Mit Frauen vertrage ich mich überhaupt schlecht, mit Männern eher. Frauen sind kleinlich, ich mache ihnen keinen Vorwurf daraus; die armen Dinger lernen in der häuslichen Dressur nie Hohes und Großes kennen. Doch es ist lästig, immer in diesen beschränkten Ansichten und nichtigen Interessen zu thun zu haben.“

„Warum reisen Sie nicht mit Männern, mit einem Freunde?“

„Ja, man könnte es“, antwortete sie ernsthaft. „Ich habe es schon einmal versucht, in Kleinasien, aber — nun werden Sie lachen — es bleibt nicht bei der Freundschaft, es wird immer Liebe oder Haß daraus, wenn man so nah bei einander lebt.“

Ich lächelte in der That.

„Na, Sie schmeicheln mir wirklich nicht! Sie finden mich zu häßlich, hochconcours? Das Schicksal hat mich wahrscheinlich heute auf dies gelbseidenen Sofa verschlagen — unerträglich weich und heiß übrigens —, um mir eine Lektion in der Bescheidenheit zu geben. Ich will aber nicht grollen, sondern Ihnen ein Geheimniß verrathen: es kommt gar nicht darauf an, wie man aussieht, um aufzufallen oder den Männern zu gefallen. Die Originalität reizt sie

„Vielleicht in Kleinasien.“

„Unverbesserliche! Nein, überall.“

„Erzählen Sie mir lieber, wo Sie waren!“ Damit wollte ich von dem gefährlichen Gegenstand ablenken.

„Nun, erst habe ich mir den Süden angesehen und jetzt klappere ich den Norden ab.“

„Was zum Beispiel?“

„Gott! England, Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und so weiter.“

„Und was machte Ihren Süden aus?“

„Italien, Spanien, Griechenland, Kleinasien, Indien, Egypten, Algier und . . . so das Uebliche.“

„Reisen Sie, ohne die Sprache des Landes zu kennen?“

„Natürlich nicht. Ich lerne immer erst vorher die Landessprache — ein Bißchen —, nicht viel und nicht gründlich, aber doch so, daß ich mir damit durchhelfe.“

„Wunderbar!“

„Sie müssen nicht glauben, daß ich alle die Sprachen im Gedächtniß behalte. Ich ziehe sie an wie einen Rock, brauche sie, so lange ich im Lande bin, und werfe sie weg, wenn ich abreise. Nach einem halben Jahr kann ich mich manchmal kaum noch darauf besinnen; besonders nicht, wenn ich mich wieder mit einer neuen Sprache beschäftige. Ich lerne eben nur mit der Phantasie, nicht mit dem Verstand. Während ich in dem Nilien verweile, gebe ich mich ihm ganz hin. Zum Beispiel in Italien bin ich ein Italiener, denke, spreche, handle, empfinde italienisch. Halte ich mich aber im Norden auf, dann habe ich das Alles vergessen, bin ein Nordländer und nordisch im Thun und Fühlen.“

„Mit dieser Anlage hätten Sie Schriftstellerin werden sollen.“

„Ich schreibe auch ein Wenig,“ bekannte sie erröthend, „doch nur Reisebriefe. Es ist sonderbar; man sagt: ich wisse ganz anschaulich von Reisen zu erzählen, aber sobald ich zur Feder greife, wird Alles trocken bei mir. Wie ein Verbarium gegen frische Blumen, so sticht bei mir das geschriebene gegen das gesprochene Wort ab. Sie sehen, ich bin mir meiner Schwäche wohl bewußt. Dennoch werbe ich um die Muse, mache ihr den Hof, folge erröthend ihren Spuren, doch ihr Gruß beglückt mich niemals. Höchstens schickt sie mir ihre Kammergasse Journalismus.“

„Was werden Sie nun beginnen?“

„Gott, ich weiß es nicht. Vielleicht nach dem Nordkap fahren. Das ist mir nur schon zu alltäglich.“ Sie reckte ihre überschlankte Gestalt in dem anschließenden Männerrock ungelent in die Höhe. „Puß! Wie heiß und wie weich! Und nun fängt man wieder zu spielen an. Es ist unerträglich, es ist Freiheitberaubung, am Nil . . .“

„Küme so Etwas nicht vor,“ schloß ich.

Meine Weltreisende lachte gutmüthig:

„Sie gefallen mir. Sie sind so herzerfrischend grob. Wir könnten eigentlich mal zusammen reisen. Mit Ihnen wäre ich vor Haß und Liebe sicher und auch vor Kleinlichkeit. Aber nein, es geht nicht: Sie sind kein Mann. Schade!“

Damit erhob sie sich; ihre verklümmerte lange Gestalt verschwand unter der Menge der eleganten Modedamen, aus denen sich hier die Gesellschaft fast ausschließlich zusammensetzte.

Überall machte man Magda Sidomeit ehrfurchtvooll Platz, ihr und ihrem kurzen Vobentröckchen. Wie es schien, hatte sie es in der That verstanden, sich als Original eine Stellung in der Welt zu erobern.

Es kommt nur darauf an, wie hoch man sich selbst schätzt. Was man in der Gesellschaft mit Nachdruck behauptet, wird geglaubt, je sonderbarer es ist, desto eher. So dachte ich, als ich dem weiblichen globo-trotter nachsahnte.

G. von Beaulieu.



Memento Moltke!

Su unser viel zu lauten Zeit,
 Wo das Theater längst sich überlebte
 Und Tingeltangel Trumpf geworden ist,
 Durchseucht die Sucht, sich komoediantenhaft zu geben,
 Das öffentliche Leben mehr und mehr.
 Professor Popanz, der die Publizistenthaten
 Des tapfern Treitschke imitiren will
 Und heut noch nicht dem Unvergeßlichen
 Das auditorium maximum verzeiht,
 Macht sich gemein und schreibt fürs Massenblatt.
 Und wie der Denker, so der Dichter!
 Denn sehr vereinzelt steht wohl der Poet,
 Der vor dem Zeitungungeziefer
 Der Interviewer, Rechercheure
 Und Photographen seine Thür verrammelt.
 Ja, selbst die sonst so stolzen Herrn
 Der Krieger- und Beamtenkaste
 Erblickt man abgetypt am Arbeitstische,
 Im trauten Kreise der Familie,
 Und liest dazu dann mit Befremden,
 Was im Bedientendeutsch ein Schreiberjunge
 Von der berückend lebenswürdigen Gemahlin,
 Von den in Kunst und Wissenschaft perfekten Töchtern
 Und von des grünen jungen Sprößlings
 Keuschfägigkeit zusammenzündigt.
 Und grad so grob wie drin im Haus,
 Gehts draußen auf der Straße zu.
 Und mehr als Einer, der sich ehlich müht,
 Sein Volk noch ernst zu nehmen,
 Fragt sich bekümmert, ob das Warnerwort
 Vom Schaugepränge deutschen Kaiserthums,
 Das Gustav Freytag für die Preußen prägte,
 So ganz und gar an taube Ohren schlug?

Da kommt denn recht zur Zeit der Tag
 Des sechsundzwanzigsten Oktobers
 Und rücht den Staat uns mit dem ersten Ruf:
 Memento Moltke!

Wer war doch Moltke gleich, mein Sohn?
 Lauf, Bursch, hol Scheuertuch und Schrubber
 Und wisch uns das Gedächtniß auf,
 Wurf schnell hinaus die Ramschbazarfiguren
 Der ersten Dekadenz-Dekade
 Und wasch vom Fliegenschmutz die Bismarckbüste rein!

Die gute Stube wird dann wieder wohnlich,
 Wir sitzen an dem runden Tisch
 Und lauschen Vaters liebem Wort,
 Den Blick gebannt auf die drei Kupferstücke,
 Die den bescheidenen Wandschmuck bilden.
 Der alte Wilhelm frischt uns wieder
 Vergessene Vorkabeln auf
 Wie: Demuth, Sparsamkeit und Klarheit,
 Im Bismarck lacht Humor uns an,
 Doch schmiegen wir vorm strengen Mollke
 Uns bang an unsre Mutter an;
 Und erst beim Klang des Namens Hellmuth,
 Bei der Geschichte seiner Jugend,
 Die der Kadett in Dänemark durchlitten,
 Kommt er uns näher, immer näher,
 Bis schließlich, in den schlichten Mantel
 Der Anekdote leicht gehüllt,
 In unser Herz sich einquartirt
 Der große Schweiger.

Und auch im Volk, das wie ein Kind empfindet,
 Geschichtchen nur und nicht Geschichte liebt,
 Wird dieser Name weiter leben.
 Wer aber feiner diesen Mann erfasst,
 Wer ihn besucht in seinen Schriften, findet —
 Nicht den modernen Ueberlieutenant,
 Nein — einen Herrn, der ganz natürlich spricht
 Und, ob er auch die Menschen früh sich abgewöhnte,
 Doch gerne mit Civilpersonen
 Wie Dickens oder Schiller Umgang hat.
 Und wenn dann der schon Abgeklärte
 In seinen Briefen an die Braut
 Das Leben seiner reinen Seele
 Der Heißgeliebten offenbart,
 Wenn er des Dienstes Stufenleiter
 Hinauf zur höchsten Sprosse steigt:
 Stets bleibt er schlicht und ungesucht
 Und zeigt die heute seltne Tugend:
 Die Scham der Größe vor der Gasse.
 Nie legt er seine Freuden oder Leiden
 Ins offene Fenster der Gemeinheit,
 Keusch kostet er im Heiligthum des Heims
 Mit seinem Weibe Wohl und Wehe durch,
 Und als sich die Geliebte legt und stirbt,
 Da bettet er den thenern Leib
 Abseits vom Wege
 In eignen Grund und Boden ein;

Schafft dann die große Zeit noch mit,
 Dankt, als die andre anbricht, ab
 Und folgt nur allzu gern und glücklich
 Dem herzensguten König Tod.

Der schlägt dem müden Marschall lieb
 Das Bahrtuch um und senkt ihn sanft
 In seiner Heiligen hinab;
 Sperrt dann die Gruft und meißelt ernst
 Das Wort ins Mausoleum ein:
 Memento Moltke!

Hugo Julius.



Die unterirdische Krisis.

In Pittsburg werden die Schiffe gerüstet, auf denen die Flagge der Carnegie Steel Company flattert, und bald soll die lustige Europafahrt beginnen. Die amerikanischen Eisenbahnen sind übersatt; für einige Jahre ist ihr Bedarf gedeckt und auch die Ermäßigung der Stahlschienenpreise bietet ihnen keinen Anreiz mehr, sich auf Neuanlagen einzulassen. Die offiziellen Eisennotirungen mögen noch hier und da eine Zeit lang unverändert bleiben; die Werke lehnen sich nicht an sie, sondern unterbieten einander, um nur ein Notdasein noch zu fristen. Ab und zu wird eine Stimmungsnachricht in die Welt gesetzt, um der hoffnungseligen Dame Europa, die sich noch immer nicht an die Neuordnung der Dinge auf dem Montanmarkt gewöhnen will, Sand in die Augen zu streuen. Absichten werden als Thatfachen hingestellt und die deutschen Börsen folgen leichtgläubig fröhlicher Botschaft und suchen eine neue Haufe auf Grund der „bestrieigenden Gestaltung der Verhältnisse des Eisenmarktes in der Union“ in Szene zu setzen. Die Unternehmer in den Vereinigten Staaten richten sich, statt thörichte Erwartungen zu nähren, auf die Aenderung der Konjunktur ruhig und systematisch ein. Dem Inland lassen die Trusts Zeit, neue Kräfte zu sammeln; inzwischen organisiren sie den Export. Vorläufig bangt nur Großbritannien vor den unwillkommenen, aber unbarmherzigen Gästen. Auch in Deutschland werden neue Preisermäßigungen nicht zu verkünden sein, wenn dem ausländischen Wettbewerb der Eintritt über die Reichsgrenzen verwehrt werden soll.

Die Gefahr einer weiteren wirtschaftlichen Abhängigkeit der europäischen Staaten von Amerika würde den schlimmsten Einfluß auf den Geldmarkt üben. Trotz der Begehung von achtzig Millionen Mark Reichsschatzscheinen nach den

Bereinigten Staaten müssen wir neue Goldsendungen dorthin richten. Selbstverständlich werden die dem Deutschen Reich gewährten Mittel nicht in baarer Münze über den Ozean geführt, sondern auf die Guthaben verrechnet werden, die sich aus amerikanischen Waarensendungen herschreiben. Dadurch kann die Reichsbank, der es sonst oblag, im Herbst ihr Metall zur Begleichung des Getreide- und Baumvollrechnungen den Importeuren herzuliefern, immerhin entlastet werden. Doch reichen die achtzig Millionen, die wir der Dankesfreundschaft verdanken, zur Tilgung der diesjährigen Rimeffen nicht aus; und so muß sich Deutschland noch seiner knappen Goldvorräthe entäußern. Die guten Menschen, die uns die Aufnahme der neuen Schatzscheine durch die Vereinigten Staaten als ein vortreffliches Mittel zum Schutz der einheimischen Goldbestände anpriesen, vergaßen, daß uns Amerika nichts geschenkt hat, daß es zum vereinbarten Termin vielmehr das volle Kapital zurückerhalten muß. Es bleibt uns nur die Hoffnung, daß dann die Geldknappheit weniger schwer als heute empfunden werden möge.

In den Schränken der Banken haben sich, da flüssige Mittel fehlen, die unbegebenen Aktien neu gegründeter industrieller Unternehmen gehäuft. Selbst Papiere, deren Zulassung zum Börsenhandel bereits ausgesprochen ist, werden nicht auf den Markt gebracht, weil es vergeblich wäre, auf Käufer zu hoffen. Eine der gefälligsten Gesellschaften, die Dortmunder Union, verzichtet auf die beabsichtigte Erhöhung des Aktienkapitals und behilft sich vorläufig, bis zur Wiederkehr besserer Zeiten, mit der Aufnahme einer Anleihe von sechs Millionen Mark, die aber nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein wirken können. Die Baukunst forderte bei dieser an Schicksalen reichen Gesellschaft ungeheuerliche Opfer und wohl darf sie stolz darauf sein, daß sie — besonders seit der Herstellung von Anlagen über und unter Tage auf ihrer Zeche Adolf von Hansemann — eine der modernsten und leistungsfähigsten Einrichtungen des gesammten deutschen Bergbaues besitzt. Aber ein solcher Stolz wird gar theuer erkauft und läßt sich nur rechtfertigen, wenn die sichere Aussicht vorhanden ist, daß sich auf längere Zeit hinaus für alle Werke lohnende Beschäftigung finden werde. Es ist nicht unbedenklich, daß sich die Magazinbestände der Dortmunder Union an Rohmaterialien, Halb- und Ganzfabrikaten ausschließlich des Dienstmaterials nach der vom dreißigsten Juni dieses Jahres stammenden letzten Bilanz auf fast fünfzehn Millionen Mark stellten, während ihr Werth ein Jahr vorher weniger als 6½ Millionen betragen hatte. Anfangs 1896 hatte eine Generalversammlung die Ausgabe von 13 500 000 und im Sommer 1899 eine andere Versammlung die Emission von neun Millionen Mark beschlossen. Doch erforderte der Erwerb und der Ausbau der Zeche Adolf von Hansemann bis zur Mitte dieses Jahres bereits beinahe vierzehn Millionen. Andere Konten wuchsen im letzten Jahr um elf Millionen Mark über den Umfang des Vorjahres an. Da werden also noch sehr große Mittel nöthig sein, wenn der Betrieb aufrechterhalten werden soll. Die *„Bedingungen“* zur *„de“* Fabrikation haben *„na“* zwar *„ge“*essert, *„aber“* die Steigerung der Erzeugung hat heute keinen Zweck mehr, weil die Gewinne zurückgehen. Der Um- und Neubau der Hochofen- und Walzwerksanlage auf dem dortmunder Werk dürfte sich daher nur als Fußfessel für die rentable Entwicklung des ganzen Unternehmens erweisen. War zu rasch ist die Zeit vorübergegangen, wo der Bedarf der Roheisen verbrauchenden Werke von der inländischen Erzeugung nicht

voll gedeckt werden konnte, so daß ausländisches Material zur Befriedigung der dringendsten Ansprüche herangeholt werden mußte. Heute zittern die deutschen Eisenwerkbesitzer vor der Rücksichtslosigkeit der Hoheisenlieferanten, die sich nicht um die Veränderung der Marktlage kümmern, sondern von den Bestellern, die mit einer Fortdauer der günstigen Zeiten gerechnet hatten, in schärfster Form die Abnahme der zu jedem Termin fällig werdenden Mengen verlangen und sich nicht einmal scheuen, gegen ihre besten Kunden gerichtlichen Zwang anzuwenden. In Folge dieser Maßregel erwächst den Eisenverarbeitern die peinliche Pflicht, ihre Besteller wiederum zur Erledigung der Kontrakte dadurch zu zwingen, daß sie sie in Verzug setzen und ihnen gemäß der durch das Handelsgesetzbuch gegebenen Handhabe die Waaren, für die absolut kein Bedarf vorhanden ist und die nur aus Reichthum — in Erwartung einer Steigerung des Begehrs und schlanken Absatzes — bestellt worden waren, ins Haus schicken. Unter diesem unangenehmen, aber nicht unerbittlichen Schicksal seufzen besonders die Walzdrahthändler. Eine Folge übermäßiger Fürsorge ist auch der Zusammenbruch der büffelдорfer Firma J. Osc. Ratorp. Sie fürchtete eine Knappheit an Eisen und bestellte deshalb schon vor längerer Zeit bei verschiedenen Werken im Ganzen etwa dreißigtausend Tonnen Handelseisen, obwohl nur für etwa den achten Theil dieser Menge eine Absatzmöglichkeit vorhanden war. Die Fabrikanten drängten auf Abnahme; doch wäre es unklug gewesen, die im Auftrag gegebene Waare herzustellen und zu liefern, da auf Bezahlung nicht zu rechnen wäre. Die Werke werden vorziehen, sich eine Entschädigung zahlen zu lassen, aber von der Fabrication des bestellten Eisens absehen. Freilich besteht die ernste Gefahr, daß dieser Vorgang Nachahmung findet, und dadurch würde die in der Ertheilung von Ordres schon jetzt zur Geltung gelangende Skrupellosigkeit nur noch gesteigert werden.

Die Erscheinungen des Eisenmarktes könnten den Kohlenhändlern zur Warnung dienen, wenn sie überhaupt kühleren Erwägungen zugänglich wären. Die oberschlesischen Gruben haben, so weit sie bisher mit Caesar Wollheim und Emanuel Friedländer & Co. in Verbindung standen, mit diesen Firmen die alten Kontrakte zum größten Theil für das nächste Jahr erneuert; und sie haben wohl daran gethan. Denn ihnen fehlt die Kunst, ihrem Erzeugniß stets unter bestfiedigenden Bedingungen Absatz zu verschaffen. Die Genossenschaften, Kommunen und Volksaufwiegler, die das Schlagwort vom direkten Bezug der Kohlen von den Bechen den Roffen schmelzlerisch ins Ohr schreien, blicken nicht über die Periode des Kohlenmangels hinaus, in der die Ausschaltung des Handels verlockend erscheint. Wie aber wird es werden, wenn den Gruben der Absatz fehlt? Auf dem Kohlenmarkt müßte eine vollständige Verwirrung und Rathlosigkeit eintreten, wenn nicht in schwierigen Zeiten die Erfahrung kluger Händler den Produzenten zur Seite stände. Das hat schon die kurze Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte erwiesen. Selbst das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat, das noch vor wenigen Wochen höchst übermüthig that, ist jetzt von der blossen Angst gepackt, in einem halben Jahr könnten die Lager gefüllt sein und die Erzeugung den Bedarf übertreffen. Das Syndikat malt das Gespenst der Ueberproduktion an die Wand und will der günstigen Kohlenkonjunktur nur noch eine Frist von sechs Monaten geben. Die Hausfrauen mögen aufathmen: die Kohle wird im nächsten Jahr billiger werden. Die vorsorglichen Verbraucher und Zwischenhändler,

die unter vielen Schlichen aus dritter und vierter Hand größere Mengen Kohle zu theuren Preisen abgeschlossen haben, werden sich verrechnen. An eine Einigung zwischen Erzeugern und Händlern ist bei der Erbitterung, mit der sich die Händlergruppen bisher befesdet haben, nicht zu denken. Die Großhändler, die ihre Waare aus erster Quelle beziehen, werden ohne Einfluß auf die Markthaltung bleiben, weil ihnen schon jetzt alle auf längere Zeit hinaus verfügbaren Vorräthe förmlich aus der Hand gerissen werden und sie sich meist auch schon für das ganze nächste Jahr zu Lieferungen, so weit sie selbst Material erwarten dürfen, verpflichtet müßten.

Den Börsen fehlt heute leider jede feine Witterung. Sie hätten längst merken müssen, daß die Weherufe, die über die Kohlennoth durchs Land drangen, bald dem Jammer über die Verminderung des Absatzes weichen würden. Hier und da tauchen Versuche auf, neue Preiskräfte ausfindig zu machen. Rußland feuert die Lokomotiven der Staatsbahn mit Naphtharückständen und ermäßigt die Tarife für diese Stoffe so sehr, daß sich eine Ausfuhr rentabel gestaltet. Noch grübeln zahllose Techniker und Chemiker, die der Schreckensruf von der Kohlenknappheit mobil gemacht hat, über Problemen zur Lösung der Heizfrage. Die meisten Versuche halten sich an die vermehrte Verwendung der Elektrizität, dürfen aber nur dann Anspruch auf ernste Beachtung erheben, wenn sie nicht wieder mit der Kohle als Erzeugungsmittel für Energie rechnen. Die Börsen verbluten sich, so weit sie sich nicht durch Konjunkturnachrichten — mögen sie noch so plump sein, wenn sie nur von Kohle und Eisen reden — anreizen lassen, in dem von der Hochfinanz recht feig geführten Kampf um die Eintragung ins Terminregister für Werthpapiere. In Berlin, wo die Großbanken das Heft in der Hand halten, peinigen sie jetzt gar schon moralisch mit der ganzen Tyrannei ihrer Macht den kleinen Bänker, der doch wahrlich längst nicht mehr auf Rosen gebettet ist.

Synkous.



Notizbuch.

In neusten Deutschen Reich werden, so oft sich ein annähernd brauchbarer Vorwand bietet, Jubiläen gefeiert. Hossentlich wird, da wir uns nun einmal in so pietätvolle Sitte gewöhnt haben, auch der neunundzwanzigste November nicht vergessen. Das ist der denkwürdige Tag, an dem vor fünfzig Jahren von dem Fürsten Schwarzenberg und von Otto Freiherrn von Manteuffel, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, die Olmüher Punktation unterzeichnet wurde. Ein Original der Punktation ist, „wunderbarer Weise“, wie Sybel sagt, in den preußischen Staatsakten nicht zu finden. Wenigstens aber wissen wir heute, daß damals ein demüthigen-

der Rückzug Preußens beschlossen und später der Versuch gemacht wurde, die wegen dieser Niederlage grollende Kammer mit dem excellenten Wort zu beschwichtigen: „Der Starke tritt einen Schritt zurück.“ Lange schien dieser Tag den Deutschen in dunkelster Nebelferne zu liegen; der Gedanke, die preußisch-deutsche Politik könne je wieder zu einem demüthigenden Rückzug gezwungen werden, hätte höchstens höhnische Heiterkeit erregt. Wir waren verwöhnt, waren gewöhnt, daß der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte nur Unternehmungen wagte, die er nach menschlichem Ermessen durchführen konnte. Jetzt erst ist in Deutschland die richtige Stimmung für die Halbhundertjahrfeier entstanden. Jetzt erst, seit wir in Ostasien ein neues, schlimmeres Nämäh erlebt haben. Der Blick auf die lange Reihe diplomatischer Niederlagen, die den Deutschen dieser Hochsommer und Herbst des Mißvergnügens gebracht hat, muß schmerzliche Regungen wecken; was aber hilft alles kläglich feige Vertuschungen? Durch die ausländische Presse schallt ja laut genug der Triumphgesang über des Deutschen Reiches gehäuften Niederlagen und jeder Abflugungsversuch fügt zum Schaden nur noch den Spott. Schritt vor Schritt sind die Manager der deutschen Politik seit dem Juli zurückgewichen und noch ist ein Ende dieses traurigen Marsches nicht abzusehen. In der ersten Juliwocher sagte der Kaiser, er werde für den in Peking verübten Gesandtenmord „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Peking's Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren“. Er fügte hinzu, ein „historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte des deutschen Volkes bedeutet“, sei gekommen, forderte die Truppen auf, mit bewaffneter Hand dem Christenthum Einlaß in China zu erzwingen, und ließ verkünden, „ein Kreuzzug, ein Heiliger Krieg“ habe begonnen. Drei Wochen später verbot der Kriegsherr den Soldaten, einem Chinesen Pardon zu geben, und machte ihnen, unter Berufung auf ihren Ehreneid, zur Pflicht, im Reich der Mitte einen Schrecken zu verbreiten, wie weiland Atilla und seine Hunnen. Der Kaiser sprach von „Krieg“, „Mobilmachung“, „geschlossenen Truppenkörpern aller civilisirten Staaten“: kein Zweifel daran, daß Deutschland einen Krieg gegen China führe, war möglich. Eine „kaiserliche Regierung“ aber, deren Zusammensetzung unbekannt ist und von der man nur weiß, daß ihr der Kanzler, der allein verantwortliche Beamte, nicht angehörte, sandte an die Bundesregierungen ein Rundschreiben, in dem von einem Krieg nicht die Rede war. Zwei Monate schleppten sich dann die Dinge hin, eine Position nach der anderen wurde von der mysteriösen Regierung geräumt und endlich griff wieder der Kaiser ein. Schon vorher hatte der arme Mensch, den man Kaiser von China nennt, sich mit einem Bittbrief an Wilhelm den Zweiten gewandt, aber das Auswärtige Amt hatte die Beförderung des Briefes schroff abgelehnt, weil ein persönlicher Verkehr der Monarchen vor Gewährung ausreichender Sühne nicht statthaft sei. Eben erst, am neunzehnten September, hatte im Namen der „Regierung des Kaisers“ Graf Bülow an die Mächte eine Note gerichtet, worin er sagte, der Verkehr mit der chinesischen Regierung könne erst wieder aufgenommen werden, wenn „die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht in Peking begangenen Verbrechen“ ausgeliefert seien; die „Hauptanstifter und Leiter“ müßten vor allen Dingen bestraft werden, — nicht etwa von chinesischen Behörden, sondern von den in Peking vereinten Repräsentanten der Großmächte. Das war die Hauptsache. Denn das Beharren auf dieser Forderung hätte die chinesische Regierung um die eigene Jurisdiktion, um den letzten Schein der Selbständigkeit gebracht. Da

kam ein neuer Brief des Chinesenkaisers. Diesmal wurde er, trotzdem kein neuer Umstand das Urtheil über die Vorgänge geändert hatte, befördert und im Ton wohlwollender Mäßigung freundlich beantwortet; der Deutsche Kaiser ließ die Septemberforderung der „Regierung des Kaisers“ vorbehaltlos fallen. Er macht nicht den Kaiser von China für die begangenen Verbrechen verantwortlich, fordert ihn vielmehr auf, nach Peking zurückzukehren, wo Graf Waldersee ihn „nach Rang und Würde ehrenvoll empfangen“ und ihm jeden gewünschten „militärischen Schutz“ gegen Rebellen gewähren werde; als ausreichende Sühne wolle unser Kaiser, so schrieb er, es betrachten, wenn der chinesische Herrscher die Schuldigen „der verdienten Strafe zuführe.“ Auch dieser Brief fand nicht den Beifall der Großmächte, die weder die chinesischen Christen noch den Kaiser von China unter deutschen Schutz gestellt sehen wollten; aber er schuf eine neue Lage, der die „Regierung des Kaisers“ sich flink anbequemt. Eine neue Note wurde in die Welt gesandt und nun, nach fast vier Monaten, sind die unser politisches Schicksal und Deutschlands Ansehen in der Welt Bestimmenden auf dem Standpunkt angelangt, den Russen und Amerikaner von Anfang an einnahmen und der damals offiziell und offiziös als für das Deutsche Reich völlig unannehmbar bezeichnet wurde. Wohin soll diese Politik, die traurigste, die seit den Tagen des mexikanischen Abenteurers je in einem großen Reich getrieben wurde, noch führen? Schon hat, unter russischer Inspiration, Herr Delcassé die Leitung der ostasiatischen Aktion übernommen, schon haben wir von Rußland Dinge hinnehmen müssen, die man vor ein paar Jahren noch für undenkbar gehalten hätte, schon läßt Graf Soluchowski, unser guter Freund, erklären, für den Dreibund sei es mißlich, daß Deutschland sich hinten weit in Asien zu tief verwickle, und die amerikanische, russische, französische, sogar ein Theil der britischen Presse verbreitet Artikel, die deutlich zeigen, wie ungeheuer die Einbuße ist, die des Deutschen Reiches Prestige in diesem Sommer erlitten hat. Bismarck pflegte zu Jüngeren oft zu sagen: „Ich werde es, Gott sei Dank, ja nicht mehr lange mitansehen; Sie aber werden noch schöne Dinge erleben!“ Doch auch er konnte nicht ahnen, wie schnell seine düstere Prophezeiung sich erfüllen und der Bürger des von ihm geschaffenen, von ihm zwanzig Jahre lang vor Gefahr beschützten Reiches in der Stimmung sein werde, trauernd des Tages von Olmütz zu denken.

Herr Karl Zentisch schreibt mir:

„Neulich habe ich hier einen Artikel der Schlesischen Zeitung angeführt zum Beweise dafür, daß man in den konservativen und freikonservativen Kreisen vor der auswärtigen Politik unserer ‚Regierung‘ Angst bekommt. Seitdem haben wir ja aus dem rechten Flügel unserer Parteienarmee auch noch an anderen Stellen Warnungsrufe ertönen hören. Aber namentlich die Schlesische fährt beharrlich fort, zu warnen, natürlich mit der Vorsicht, die sie den politischen Kindern unter ihren Lesern und ihrer Stellung zu den Hochmögenden schuldig ist. Im Abendblatt vom elften September wurden Stellen aus einem Privatbrief angeführt, die besagen, daß der Europäer, insbesondere der Deutsche, gar keine Aussichten in China habe; weder der Beamte noch der Handwerker noch der Kaufmann dürfe sich versprechen, durch ansehnliche Ersparnisse, die er in die Heimath zurückbringen könnte, für das jammervolle Leben und die harten Entbehrungen entschädigt zu werden, zu denen ihn der Aufenthalt in

China verdammt; wodurch natürlich die von der Schlesiſchen Zeitung vertretene Anſicht beſtätigt wird, daß unſere Intereſſen in China gleich Null ſeien. Wichtigere iſt der Leitartikel im Morgenblatt vom ſelben Datum. Er ſtammt, von einem gelegentlichen Mitarbeiter in Petersburg, der vielfach Gelegenheit gehabt hat, in diplomatiſchen Kreiſen Inſormationen einzuziehen'. Der Verfaſſer giebt ſich den Anſchein, als ſchwärme er für den ‚Siegeszug der europäiſchen Kultur durch die Welt‘ und namentlich für die Miſſion der Deutſchen dabei und als wolle er nur durch Hervorhebung der Hinderniſſe und Gefahren vor falſchen Schritten warnen. Die eine Gefahr beſteht nach ihm darin, daß, wie ſchon unendlich oft geſagt worden iſt, die Chineſen unfehlbar unſere ſchlimmſten Konkurrenten werden, wenn wir ſie zu Dem zwingen, was man heute bei uns Civiliſation nennt. Interessanter, weil biſher noch nicht genügend beleuchtet, iſt die zweite Gefahr, die er mehr andeutet als hervorhebt: die der Verſeindung mit Rußland. Daß die Ruſſen über die Paßtung von Kiautſchou erzürnt waren, ſei ganz natürlich. Rußland bringe von der Mandſchurei aus langſam in China ein — ohne ſich mit der chineſiſchen Regierung und den Chineſen zu verſeinden — und es rechne darauf, einmal ganz Aſien zu beherrſchen; darin ſehe es ſeinen weltgeſchichtlichen Beruf. Bedingung des Gelingens aber ſei, daß es in ſeinem frieblichen und langſamen Vormarſche nicht geſtört und nicht geſtört werde, Aktionen zu unternehmen, die zum dermaligen Zuſtande ſeines oſtſibirischen Gebiets und ſeiner Verkehrsmitel in keinem Verhältniß ſtehen. Die Paßtung Kiautſchous ſei eine ſolche Störung, ein Zwang zu raiſcherem und gewaltſamem Vorgehen geſeſen. So iſt es; und damit iſt, wie mir ſcheint, der Kern der Chinafrage aufgedeckt, wie ſie für uns liegt. Rußland iſt unſer einziger Feind, auch wenn wir in der aufrichtigſten Freundschaft mit ihm leben. Völkern und Staaten bedeutet die Nachbarschaft des Mächtigern unter allen Umſtänden Gefahr; und dann die allergrößte, wenn es zu einem Freundschaftsbündniß kommt, weil dieſes für den ſchwächeren Verbündeten Abhängigkeit, Preisgebung der Selbſtändigkeit zur Folge hat. Rußland iſt die Macht, die uns zur Ueberſpannung unſerer Wehrkraft zwingt, die uns an der Befriedigung unſeres Expansionsbedürfniffes auf dem natürlichſten Wege hindert, die uns durch Zollſchranken und Erſchwerung der Einwanderung wirthſchaftlich einſchnürt. Nun haben wir in China gar nichts, Rußland aber hat dort ſehr viel zu ſuchen. Es grenzt, wie Sie neulich bemerkt haben, auf einer tauſend Meilen langen Strecke an dieſes Reich, iſt alſo, falls die Unterjochung Aſiens durch die Europäer beſchloſſen ſein ſollte, der einzige berufene Exekutor dieſes Beſchluffes. Es iſt ein Erobererſtaat, ſein großer Nachbar eine ſtagnirende, paſſive Maſſe, und nach einem unverbrüchlichen weltgeſchichtlichen Geſetz muß ſich der expanſive Nachbar in das Beuteſtück einſtieſen und ſtetig weiter ſtieſen, bis es deſſen ganzen Leib in ſich aufgenommen hat. Nun liegt es aber auf der Hand, daß Rußland deſto ſchwächer im europäiſchen Weſten werden muß, je mehr es ſeine Macht im oſtaſiaſtiſchen Oſten zu konzentriren gezwungen wird. Die Fortſchritte Rußlands in Aſien ſind alſo unſer größtes Glück und wir ſollten uns hüten, es darin zu ſtören. Verwandelt ſich der Weiße Zar allmählich in den ‚Gelben Berg‘ (wie nach dem Korreſpondenten der Schleiſiſchen Zeitung die Chineſen ihren Kaiſer nennen), ſo bekommen wir Deutſchen in Europa Luſt; und das Biſchofen werthloſer überſeeiſcher Kolonienkram kann unſer geſtohlen werden. Sie ſehen, verehrter Herr Garten: ſo weit ich auch von Ihnen, dem Biſmarckſchüler, in der Auffaſſung unſeres Verhältniffes zu Rußland abweiche,

komme ich doch in Beziehung auf den zunächst einzuhaltenden Kurs zu dem selben Ergebniß wie Sie in Ihren schönen Betrachtungen über die englische Danaerpolitik.“

*
Sehr geehrter Herr Garten,

in einer Zeit, wo man sich in England Nähe giebt, deutschen Wünschen geneigt zu erscheinen, warnen Sie in dem Artikel „Danaerpolitik“ vor den hinterhältigen Gedanken englischer Kolonialpolitik. Das Buch des Engländers Joseph Walton „China and the present crisis“ scheint Ihnen einen Plan der offiziellen Politik voreilig auszusprechen: dem Deutschen Kaiser soll Wei-Hai-Wei angeboten, dem Reich soll es ein Danaergeschenk werden. Nach Allem, was uns die Geschichte über Albions Methode im Kolonialwesen lehrt, darf man Sie wahrlich nicht einen Schwarzseher nennen, weil Sie den Plan ernst nehmen, den Herr Walton zu publiziren die Güte hat. Ist England doch gewohnt, ein Stück Partiewaare, das es bei seinen kolonialen Geschäften zufällig ergattert hat, rasch abzulassen und eine andere europäische Macht damit zu beglücken. Warum sollte es nicht auch einmal so schlau sein, bösen Besitz eigens zu solchem Zweck zu erwerben? Von dieser Art, Andere zu beglücken, wissen die Holländer ein Vießchen zu singen. Nur sind sie klug und brüllens nicht in die Welt hinaus. Ihre Zeitungen schweigen, um das Ausland nicht in Daisse-Stimmung zu versetzen, vom Krieg in Atjeh. So liest man in deutschen Blättern sehr selten ein kurzes Telegramm; von der Vorgeschichte dieses Kolonialkampfes ist in Deutschland fast gar nichts bekannt. Und doch ist sie interessant genug für Leute, die vom Anschluß an englische Politik Gutes erwarten. Seit siebenundzwanzig Jahren führen die Niederlande einen fast ununterbrochenen peinlichen Guerillakrieg in Atjeh (Atschin) auf Sumatra. Ein immer wieder aufblühender Aufstand des tapferen, grausamen und auch hinterlistigen Volkes der Atchinesen zwingt sie zu großen Opfern an Geld und Leuten. Trotzdem sie ihr Kolonialheer bedeutend vergrößert haben, trotzdem das Budget der Kolonien — früher ein sehr günstiges — nun das Mutterland alljährlich mit 10 Millionen Gulden belastet, ist kein Ende abzusehen. Das Glend entspringt einem Tauschgeschäft, mit dem die Engländer die in Kolonialsachen schon damals wohlverfahrenen und händlerisch schlauen Niederländer beglückten. England beweist in solchen Fällen stets eine Ueberlegenheit in der Beurtheilung kolonialer Verhältnisse, die jeden Kontrahenten hineinlegt. Das beweist die Geschichte. Sonst müßte man die Thatsache, daß Albion nach kurzen fünf Jahren — es besaß das Vorrecht auf Atjeh nicht länger als vom April 1819 bis zum März 1824 — dieses gegen Theile von Malaka und gegen Singapur an die Niederlande abtrat, als zufälligen Glücksgriff betrachten. Zumal die Sache schon zu alt ist und das Unheil nicht gleich erkennbar wurde. Daß die Engländer aber ein an Gewürzen überreiches Land so leicht losgelassen hätten, wenn sie nicht die langwierigsten Kämpfe und Opfer in ihrer kolonialen Ueberlegenheit vorausgesehen hätten, wird Niemand glauben. In solchen Fragen bewährt sich eben die Routine und vielseitige Erfahrung im Kolonialwesen. Die Niederländer, denen der Pfeffergeruch in die Nase gestiegen war, kamen zu spät dahinter, daß die Atchinesen, allen anderen Volksstämmen des malayischen Archipels an Kühnheit, Selbständigkeit und Grausamkeit weit überlegen, sie nicht zum Genuß ihres Tauschgutes kommen lassen würden. Und sie waren doch, wenn auch stets von engerem historischen Horizont als die Inselvettern, in Kolonialsachen sehr geschickt und sind es noch heute. Welche Rolle die Engländer in den Kämpfen mit

Atjeh gespielt haben, ist leicht zu errathen. Sie lieferten ihm europäische Waffen und Munition. Das kommt heraus, wenn man mit England tauscht! Die Vorgeschichte dieses für Neulinge in Kolonialfachen besonders lehrreichen Falles ist in dem Buch des Colonel A. J. A. Verlach „Atjeh en de Atjinezzen“ ausführlich beschrieben. In vorzüglicher Hochachtung

Wien.

Ihr sehr ergebener
Philipp Frei.

Aus der Gegend von Tientsin schreibt mir ein deutscher Kaufmann, der seit langen Jahren in China lebt:

„Ich bin persönlich der Ueberzeugung, daß das Vorgehen der christlichen Missionare eine ernste Gefahr für China und für die dort lebenden Europäer geworden ist. Lord Curzon, der jetzige Vicereönig von Britisch Ostindien, hat sich in seinem ausgezeichneten Werk *Problems of the Far East* sehr energisch darüber ausgesprochen und darauf hingewiesen, daß die Verträge zwischen den fremden Mächten und China den Missionaren durchaus nicht das Recht eingeräumt hatten, im Innern des Landes sich anzusiedeln, Eigenthum zu erwerben, Häuser und Kirchen darauf zu erbauen und in solchen christlichen Niederlassungen zu wohnen. Diese Berechtigung sei nachweislich durch einen französischen Priester in die mit seinem Beistand angefertigte chinesische Uebersetzung des französischen Originals eingeschmuggelt worden; die Kommissare Chinas hätten davon nichts gemerkt und den listig ihnen vorgelegten Vertrag unterzeichnet. Als diese Ueberlistung nachher ans Tageslicht gekommen sei, habe die Regierung Chinas für besser gehalten, dies Vorkommniß ungerügt zu lassen, vielleicht auch die darin liegende Gefahr unterschätzt. Sie hat dann später — ihres Rechtes sich bewußt — in den meisten Fällen sich begnügt, den Missionaren die Landankäufe zu erschweren; doch sei dieser Versuch fast immer fruchtlos geblieben, weil aus der anfangs vereinzelt Duldung ein Gewohnheitsrecht geworden war und zahllose Eingriffe der Mächte zu Gunsten ihrer Missionare der chinesischen Regierung den Beweis lieferten, daß sie mit ihren erschwerenden Maßregeln zu spät komme und sich zu fügen habe. Doch hat sich herausgestellt, daß die Beschränkungen der chinesischen Regierung durchaus gerechtfertigt waren; denn das Vordringen der Missionare in weit entlegene Distrikte des Innern hat unaufhörlich zu Unruhestörungen, Vernichtung von Eigenthum, Mißhandlungen und Todschlag geführt. Nicht nur die fremden Missionare selbst haben darunter gelitten, sondern auch die von ihnen zu Christen gemachten Chinesen, von denen viele Tausende im verfloffenen Jahrzehnt und namentlich in den letzten zwei Monaten niedergemetzelt wurden. Mag immerhin die regierende Gewalt in China von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, daß sie in den meisten Fällen diese Gewaltthaten durch rechtzeitiges strenges Vorgehen gegen die räuberischen Haufen hätte verhindern können, so ist doch offenkundig, daß ein viel schlimmer Vorwurf die Männer trifft, die eifersüchtig darauf beharren, ihren Glauben in Gebiete hineintragen zu wollen, wo absolut keine Neigung herrscht, die Jahrtausende hindurch erhaltene Religion zu wechseln, wo aber naturgemäß zahlreiche erbitterte Feinde diesen Bestrebungen der unwillkommenen Eindringlinge entstehen und es dann nur eines Anstoßes bedarf, um diese Erbitterung zum Ausdruck kommen zu lassen. Dann erhebt die fremde Macht Beschwerden und fordert Zwangsmahregeln und China muß

abermals Unsummen opfern und sich die größten Demüthigungen gefallen lassen. Daß durch solche Vorkommnisse der Haß gegen die Missionare, mittelbar dadurch aber auch gegen alle Fremden und ihre Einrichtungen, nur vermehrt wird, ist klar. Warum beschränken sich die Missionare, wenn nun einmal Propaganda gemacht werden muß, nicht auf die Plätze, wo sie unter dem Schutze ihrer Landsleute und deren Marine Gelegenheit hätten, die Vorzüge ihrer Lehren geltend zu machen, ohne ihre Schüler und ihre andere Ziele verfolgenden Landsleute in Gefahren zu stürzen? Wir dürfen doch nicht außer Acht lassen, daß wir Eindringlinge sind, die Niemand gerufen hat, daß ein Volk von mehr als dreihundert Millionen Menschen, mit einer alten Geschichte und Civilisation seine eigenen Gewohnheiten und Anschauungen hat und daß der Chinese, namentlich der Gelehrte, sein Volk, seine Einrichtungen, seine Religion und Morallehre, seine ganze Kultur, für unübertroffen hält, also auf uns Fremde mit Geringschätzung herabsieht. Ist da nun Zwang das rechte Mittel, die Chinesen von ihrem Irrthum zu überzeugen? Ich denke: Nein. Außerdem giebt es unter den Missionaren, namentlich unter Engländern und Amerikanern, viele, die mit unglaublicher Ueberhebung, wenn ja auch wohl mit redlichem Eifer, ihrem Amt sich widmen. Man braucht die in englischer Sprache geschriebenen Zeitungen Ostasiens, in denen Missionaren überreichlicher Raum gewährt wird, und die Berichte über die Versammlungen der Missionengesellschaften nur zu lesen, um zu erkennen, wie bedenklich die Politik dieser Leute ist. Auch hat man in Asien nur allzu oft Gelegenheit, zu beobachten, wie von Engländern und Amerikanern die Missionthätigkeit als Sport, von Anderen wieder als Erwerbsequelle behandelt wird. Beides schädigt das begründete Ansehen des Standes. Man findet hier zahlreiche Engländer und Amerikaner, die, von Missionengesellschaften erzogen und hinausgeschickt, nach einigen Jahren zum bürgerlichen Erwerb übergegangen sind. Der Einzelne mag seine berechtigten Gründe dafür angeben können; aber die Chinesen haben für solche Vorgänge ein scharfes Auge und dürften dadurch in ihrem Urtheil über die Missionthätigkeit kaum günstig beeinflusst werden. Vollends verkehrt ist für China das Vordringen ins Innere von den Missionen angehörigen Frauen, einerlei, ob verheiratheten oder ledigen. Die Frau hat nun einmal gesellschaftlich und sittlich eine andere, untergeordnete Stellung in Asien als bei uns; und darauf Rücksicht zu nehmen, ist unsere Pflicht und erfordert schon die politische Einsicht. Alle Erwägungen dieser Art haben mich zu der Forderung gebracht: den Missionaren sollte verboten werden, ins Innere zu gehen, so weit nicht größere europäische Niederlassungen ihnen und ihren chinesischen Schülern und Anhängern vor plötzlichen Ueberrumpelungen durch Räuberbanden Schutz gewähren. Ich glaubte früher, daß katholischen Missionaren — aber auch nur Männern — der Aufenthalt im Innern erleichtert werden könnte, bin hierin aber anderer Ansicht geworden; beeinflusst hat mich nicht nur die allseitige Verfolgung der Missionare und der chinesischen Christen während der jüngsten Zeit, sondern auch ein Artikel des Ostasiatischen Lloyd: „Die Sühnekirche in Fentschoufu“. Dieser Artikel lehrete mich, daß nicht nur englische und amerikanische Missionare sich jeder politischen Rücksicht entschlagen, sondern daß auch dem jetzt in Deutschland so einflussreichen Bischof von Anzer das Selbe zum Vorwurf gemacht werden kann. Denn der Bischof hat absichtlich den Hauptort seiner Mission ins Herz des Distriktes gelegt, der von allen Chinesen als das Heiligthum des Konfuzianismus verehrt wird, nach Fentschoufu, am Fuße des Wallfahrtsberges für unzählige Chinesen, des Tai-Chan. Heißt Das nicht, Haß und

Kampf herausfordern? Die Resultate waren auch danach. Der Artikel beschreibt eine der ‚Sühnekirchen‘, die laut Vertrag zwischen Deutschland und China vom Sohn des Himmels als Sühne für den Mord zweier Missionare Amgers errichtet wurden. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses jubilirenden Artikels waren die wohl noch nicht einmal ganz fertigen ‚Sühnekirchen‘ von den Christenfeinden wieder eingestürzt. Soll Das so in infinitum fortgehen? Man könnte fragen, was mich als Kaufmann diese Missionargeschichten angehen. Nun: nach meiner, von vielen Kaufleuten und Konsulatsbeamten, englischen zumal, getheilten Anschauung sind sie eben die Ursache aller gegen Fremde sich wendenden Unruhen in Mittel- und Nordchina. Sühchina hat dazu noch andere Gründe, die aus der Ruchlosigkeit Englands, englischer Kaufleute und Truppen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entspringen. Wenn Deutschland den Muth hätte, allen deutschen Missionaren die erwähnten Beschränkungen auszuwerfen, dann würde dies Beispiel vielleicht von anderen Mächten befolgt werden, obgleich England und die Vereinigten Staaten ganz vernarrt in ihr Missionwesen sind und deren Regierungen unter dem Pantoffel der ‚öffentlichen Meinung‘ stehen, die in jenen frommen und ‚freien‘ Ländern die schlimmste Tyrannei ist. Ich möchte wünschen, daß Deutschland aber auch ganz allein solch einen Schritt thäte; wie immer die Centralgewalt in China beschaffen sein mag: sie würde Deutschland dankbar sein, wenn es durch ein solches Vorgehen den Anlaß zu zahllosen Verlegenheiten und Opfern für China beseitigte oder doch auf ein Minimum verringerte. Der gesammte Handel mit China und die industrielle Erschließung des Landes würde davon Nutzen haben. Wenn aber behauptet wird, daß von den beiden Aufgaben die sichere Basirung des Christenthumes die wichtigere für China sei und erst in dessen Gefolge die Civilisation nebst Handel und Industrie ihren Einzug halten könnten, wie es englische Blätter vielfach thun, so bestreite ich Das energisch, behaupte vielmehr, daß wir der Uebersahl der chinesischen Bevölkerung erst Arbeit, Leibliches Wohlergehen und Anderes mehr (Reinlichkeitsinn nicht zuletzt) bringen müssen, ehe an eine Veredlung ihrer Glaubenslehren, an die Beseitigung des Aberglaubens mit Aussicht auf Erfolg gedacht werden kann. Von Erfolg ist einstweilen aber so gut wie nichts zu spüren. Als ein grasses Beispiel mag erwähnt sein, daß in dem von mir bewohnten Dorf seit vierzig Jahren eine englische Mission bestanden und ‚gearbeitet‘ hat. Erst im November 1899 ist diese Mission aufgegeben worden. In diesem 2000 Seelen umfassenden Dorf nun leben ein paar vereinzelte Christenfamilien, aber es hat überall, auch unter den englischen Missionaren, die hier gewohnt haben, den Ruf, daß es ausgesprochen fremdenfeindlich sei (decidedly anti-foreign). Ich habe bisher nicht bemerkt, daß es mir und meinen Leuten irgendwie mißgünstig sei, und glaube, nicht zu irren, wenn ich vermuthet, daß es eben nur alle Befehlungsversuche der Missionare, mit ganz geringen Ausnahmen, ablehnt und deshalb das Prädikat anti-foreign erhalten hat. In anderen Orten habe ich das Selbe bemerkt.“

Die wackeren Patrioten, denen bei dem Gedanken, daß deutsche Krieger die Kultur nach Ostasien tragen, „das Herz aufgeht“, werden sich gewiß über einen Brief freuen, der neulich in der rheinischen Stadt Remagen eingetroffen ist. Er wurde in den letzten Augusttagen in Tientsin aufgegeben, stammt von einem nach China geschickten deutschen Soldaten und hat folgenden Wortlaut:

Tientsin, den 22. 8. 1900.

„Meine lieben Großeltern!

Ich muß die Feder (Bleistift) zur Hand nehmen, um Euch einige Worte zu schreiben. Wir sind schon seit dem 17. 8. 1900 hier in Tientsin. Wir sind Alle in der chinesischen Univerſität einquartiert. Ihr könnt Euch gar keinen Begriff in Deutschland davon machen, wie es hier aussieht. Alles ist verwüstet und zerstört. Von Taku bis hier, Tientsin, sind alle Dörfer ausgebrannt und von den Chinesen verlassen. Man sieht nur noch die Ueberreste von den Häusern. Das sind aber nur mehr Lehmhütten. Ueberall sieht man tote Hunde und Leichen herumliegen. Auch hier in Tientsin sieht man fast außer der Besatzung keinen Menschen mehr. Die Chinesen, die noch hier sind, müssen schwer arbeiten. Wenn sie nicht wollen, giebt's Bambusspieße. Die sind aber auch froh, daß sie arbeiten können, sonst müssen sie verhungern. Vorgestern Abend mußten Chinesen (gefangene Boxer) bei der Artillerie, bevor sie am anderen Morgen erschossen wurden, arbeiten. Einer weigerte sich dazu und schlug sogar nach dem Wachenmeister. Sofort kriegte er fünfzig Bambusspieße (aber feste), bekam den Kopf abgeschnitten (die härteste Strafe) und wurde nachdem erschossen. In den 6 Tagen, die wir hier sind, sind schon gewiß 60 Chinesen erschossen worden, worunter 48 gefangene Boxer. Bektere werden überhaupt Alle erschossen. Aber auch viele Japaner sind schon von den Chinesen nachts ermordet worden. Der Peiho schwimmt voller Leichen. In den nächsten Tagen marschiren wir weiter gegen Peking. Ungefähr 15 000 Boxer sind von Peking her im Anmarsch auf Tientsin und Taku, damit keine Truppen mehr landen können. Wir werden ihnen den Weg aber schon zeigen. Nun habt Ihr mal ein kleines Bild davon. Da könnt Ihr Euch vorstellen, wie es hier aussieht. Hoffentlich seid Ihr doch noch Alle gesund und munter wie ich auch. Ich will nun mein Schreiben schließen und hoffe, daß diese Zeilen (vielleicht die letzten) Euch eben so gesund antreffen, wie sie mich verlassen haben, und verbleibe unter den herzlichsten Grüßen Euer Euch liebender und dankbarer Enkel

W. S."

* * *

Herr Dr. Theodor Suse, den die Leser der „Zukunft“ kennen, ist mir seit Jahren befreundet und hat mich neulich, in Gemeinschaft mit dem Reichstagsabgeordneten Konrad Haußmann, vor dem berliner Landgericht vertheiligt. Deshalb, wegen dieser persönlichen und forensischen Beziehungen, schien es mir bisher nicht angebracht, seine Gedichte hier besprechen zu lassen. Man soll heutzutage selbst den Schein der Kamavaberte meiden. Nun ist in der Neuen Freien Presse über den Lyriker Suse ein Feuilleton erschienen (als Autor zeichnete Richard Baldux) und es dünkt mich gerecht, wenigstens einen Theil des Artikels hier einem anderen Leserkreis mitzutheilen.

„Theodor Suse, in Deutsch Oesterreich viel zu wenig gekannt, ist schon in früheren Jahren mit zwei Bänden Gedichte vor die Oeffentlichkeit getreten. Nun ist in diesem Jahre ein drittes Buch des hamburgers Rechtsanwaltes erschienen: „Gärten der Träume, In memoriam und andere Verse.“ (Athen & Co. Berlin.)

Zweihundert Seiten reifer Lyrik, aus denen eine männlich-kraftvolle und doch so frauenhaft weiche Dichterseele zu uns spricht. Kein Jongliren mit halbausgebrüteten Paradoxen, keine flüchtig hingeworfenen Sensationen, keine pathetischen Gedankenstriche; kurzum: nichts von der ausgebleichten Manierirtheit unserer hypersensitiven Neurastheniepoeten.

Theodor Sufes Gedichte tragen die bezeichnende Widmung: *Animae carissimae uxoris*; wir lesen aus ihnen den Lebensroman ihres Schöpfers. Schmerz und Lust seiner reifen Mannesjahre sind da zum Liebe verdichtet. Und die Lieder singen und sagen von den Jahren seligen Glücks, die der Dichter an der Seite einer bedeutenden und schönen Frau lebt. Da entweicht ihm — nach goldenen, leuchtenden Tagen — der Tod die heißgeliebte Gattin, die treue Mutter seiner Kinder. Bis ins Mark getroffen, rafft sich der Künstler aus den Tiefen des wahnsinnig wühlenden, unfruchtbaren Schmerzes zu redenhaftem Ertragen, zu männlichem Leiden auf. In seinen Versen setzt er der Enttissenen ein mächtiges Denkmal, ein Mal, vor dem wir voll Rührung und Bewunderung stillstehen müssen. All sein Leid strömt in seine Lieder; und in den ‚Gärten der Träume‘ (vom Dichter als einzelne Tagebuchblätter bezeichnet) durchträumt, durchlebt er sein Glück und sein Leid noch einmal.

Glücklich die Frau, die zur Muse solcher Gefänge werden darf! Wie „den Falter die loderbende Blamme“, so hat ihn ihr Wesen berauscht. Er ruft ihr zu:

Komm mit, ich will auf starkem Flug Dich tragen —
 Zu Adlersflügeln wachsen sie sich aus —
 Dort, wo die Sonne glüht in blauen Tagen,
 Wo frei und licht empor die Menschen ragen,
 Dort ist das Land, wo unser Heim und Haus!

Und:

Ich will dann kaum zu Deinen Füßen liegen,
 In Deine Märchenaugen will ich schauen,
 In Deine Arme will ich eng mich schmiegen
 Und atmen still in vollen, heißen Brühen,
 Wie Deine Blicke auf mich niederthauen.
 Mein Ziel, mein Ziel? — Ich will, daß Du mich liebst,
 Daß Deine Arme glühend mich umfängen! . . .

Und nun zieht das glück- und schönheittrunkene Paar hinaus in den ‚fremden Frühling‘, durch blaue Märchenlande hin und üppige, raunende Gärten, ‚wo der Sauch dunkler Hyazinthenstissen glüht‘ und ‚der Frühling zu des Mondes Füßen träumt‘ . . . Der Höhepunkt seines Glückes ist erreicht. Von stolzem Kraftbewußtsein getragen, ruft der Dichter aus:

Wir haben süß geträumt! Das kann kein Leben und kein Tod uns rauben.

Und:

Ist nicht das Leben nur ein Sonnentraum,
 Ein Farbenpiel der Fluth am schwanken Rachen?

Doch klingen schon hange, verschleierte Molltöne in diese jauchzende Symphonie hinein:

Und leise pochend kommen die Gedanken,
 Daß für das Leben unser Glück zu schön . . .

Schauernd denkt er daran, daß er sein Weib verlieren könnte:

Ich fleh' nur Eins: Du darfst mich nicht verlassen!
 Du darfst auch nicht vorangehn mir ins Grab.
 Das Licht der Sonne muß mit Dir erblaffen
 Und Schattenhände eifrig mich umfassen —
 Die Märchenwelt ziehst Du mit Dir hinab.

Alles verdankt er seiner Liebe. Sie erfüllt ihn und er sucht nach Worten, sie auszudrücken:

Für meine Liebe möcht' ich wohl ein Wort,
 Das wie ein Gott auf goldnem Sonnenwagen
 Hoch über Fluthen, über Wolken fort
 Dich rauschend trüg' zum heiligen Gnadenort —
 Wie ich Dich liebe —: könnt' es doch nicht sagen.

Dem Exklus dieser Gedichte folgt das Nachwort:

Ich sang die Lieder mir zur eignen Lust;
 Ich pflückte sie wie Blumen an den Wegen;
 Und wie sie kamen, still und unbewußt,
 So wollt' ich jubelnd schmücken Deine Brust — —
 Nun muß ich sie aufs Grab Dir schweigend legen.

Ein Kommentar ist wohl nicht nöthig. Die Geschichte ist so einfach und rührend, wie die Verse es sind.

Shelleys Zeilen *The broken lily lies — The storm is overpast* leiten die zweite, „In memoriam“ betitelte Abtheilung des Buches ein. Die leuchtenden, duftenden Blumen der Trauergärten sind verwelkt und die harte, unbarmherzige Wirklichkeit starrt dem Dichter entgegen. Er klagt:

Wo einstens wir gegangen
 Im warmen Sonnenlicht,
 Da ist die Welt verhangen
 Von Nebeln grau und dicht.

Die Gedichte dieser Abtheilung sind wahre Perlen echter deutscher Volkspoesie. Man glaubt, Eichendorff zu vernehmen. Und dann ist's wieder, als wäre der alte, schlichte Claudius oder Mevius von den Toten erstanden. Tief hätte an diesen Gedichten seine helle Freude gehabt. Wie viel Russl steckt darin:

Und als Du mich zuerst geküßt,
 Das war der erste Frühlingstag:
 Ein Tag, wie man ihn nie vergißt,
 Auf dem des Lebens Leuchten lag,
 Und als ich nachts nach Hause ging,
 Die weite, stille Straße lang,
 Der Duft noch an den Zweigen hing,
 Und fernher kam wie Harfenklang.

In den beiden folgenden Theilen, den „Nachgedanken“ und „Stimmungen und Bildern“, ist es deutlich zu spüren, wie unser Dichter seinen Lebensschmerz für Augenblicke wenigstens niederzurängen sucht. Darum vielleicht sind diese Gedichte weniger subjektiv empfunden als die Verse der beiden ersten Abtheilungen. Weißen Marmorbildern gleich, die der Nachthimmel umfließt, heben sie sich scharf gemeißelt von dem Hintergrund düsterer Trauer ab. Die Meisten versuchen, einen Ton froher Sorglosigkeit anzustimmen, und klingen schließlich wieder in Seufzer und Thränen aus... Eins der wirksamsten ist „Vergeh'ner Garten“, das in seiner grandiosen Märchenstimmung an Uhlands Balladen gemaht. Andere Gedichte, wie „Herbsttraum“, „Diana“, „Mondnacht“, sind wie die herbjähigen Bilder Moriz von Schwinds. Die

Lieder, in denen die feuchten, blassen Tinten des Abends, „wenn grüne Funken über die wogende Haide hingitzern“, besungen sind, reichen an die Haidedepoesie Storms heran. Manchmal wird ein sarkastischer Ton angeschlagen und eine politische Tendenz ist nicht zu verkennen, so in dem prächtigen „Zwiegespräch“ zwischen Kunz von der Rosen, dem traurigen Karren, und seinem Kaiser. Dieses Gedicht gehört der letzten Abtheilung, dem „Vermischten Gedichten“, an. Aus diesen seien noch ein Gedicht an „Altmutter, Altmweiß Kybele“, an den sanften Kopalit und drei rührende, innige Strophen an die so jung hingeshiedene Dichterin Lisa Baumfeld erwähnt. Man müßte schier den ganzen Band citiren, wollte man alles Schöne daraus anführen.

Den Beschluß des ganzen Buches bildet das urgewaltige Bismarck-Gedicht „Rechter Bruch“... Theodor Suse ist ja der Getreuesten von Friedrichsruß Einer gewesen und er darf mit vollem Rechte sagen:

Und als Dich die Welt vereinsamt sah,
Wir waren in Wort und Gedanken Dir nah.

Solche Töne, schlicht und innig und dabei mit dem großen Faltenwurf der Romantik, sind in deutschen Landen seit lange nicht mehr gehört worden. Wahr und lebenswarm und darum im besten Sinne modern, verdient Theodor Suse in jeder Bücherei einen Ehrenplatz neben den Großen des Liebes.



Auf dem Plateau des restaurirten Römerkastells Saalburg soll ein Reichs-Limes-Museum errichtet werden und am ersten Oktober hat der Deutsche Kaiser den Grundstein zu diesem Gebäude gelegt. Zur Feier des Tages war ein großes Kostümfest veranstaltet worden, dessen Arrangeur der wiesbadener Intendant Herr von Hülßen war. Ein Schauspielers Kar in die Tracht eines römischen Präfecten, ein anderer Mime in die eines römischen Legaten gesteckt worden, allerlei Histrionen und Dilettanten hatten sich römisch vernummt, die Bretterhelden hielten Ansprachen an den Deutschen Kaiser und der wiesbadener Karl Moor durfte den Monarchen mit einem vom Major Joseph Bauff gedichteten Prolog erfreuen, dessen letzte Strophe lautete:

„In diesem Bau giebst Du der Welt ein Zeichen!
Dein Wollen zieht auf flügelstarker Spur!
Am Schwert die Faust, ein Schirmherr ohnegleichen,
Bist Du ein Mehrer schaffender Kultur!
Jetzt steht Du hier, das stolze Werk zu krönen.
Der Hammer harret der kaiserlichen Hand . . .
Drum: Ave, Caesar! Laß den Grundstein tönen
Mit Gott, für Ehre, Ruhm und Vaterland!“

Herr Bauff braucht den Sueton nicht gelesen zu haben, also auch nicht zu wissen, daß mit dem Ruf: „Ave, Imperator, morituri te salutant!“ gedungene Gladiatoren den Claudius Caesar begrüßten, als er zur Feier der Vollendung des Fucinerkanals ein hübsch anzusehendes, an Blut und Reichen reiches Seesfest veranstalten ließ. Die eigenartige Inszenirung des Launusfestes wird Manchen gefallen, Manchen mißfallen. Dieser Nummenschanz braucht heute nicht mehr lange betrachtet zu werden. Wichtig und des Berweilens werth ist nur die Rede, die der Kaiser auf dem Saalburgplateau gehalten und die besonders im Ausland außerordentliches Aufsehen erregt hat. Im offiziellen Text dieser Rede stehen die Sätze:

„Gleichwie im fernen Osten der Monarchie die gewaltige Ritterburg, die einst die deutsche Kultur in den Osten einpflanzte, auf das Geheiß meines unvergeßlichen Vaters wieder neu erstand und nunmehr ihrer Vollendung entgegenstreitet, so ist auf den Höhen des reizenden Taunus dem Phönix gleich aus seiner Asche emporgestiegen das alte Römerkastell, ein Zeuge römischer Macht, ein Glied in der gewaltigen ehernen Kette, die Rom's Legionen um das gewaltige Reich legten und die auf des Geheiß des einen römischen Imperators, des Caesar Augustus, der Welt den Willen aufzwangen ... So weihe ich diesen Stein mit dem ersten Schlage der Erinnerung an Kaiser Friedrich den Dritten, mit dem zweiten Schlage der deutschen Jugend, den heranwachsenden Geschlechtern, die hier, in dem neuerstandenen Museum, lernen mögen, was ein Weltreich bedeutet, und zum Dritten der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, dem es beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch das einheitliche Zusammenwirken der Fürsten und Völker, ihrer Heere und ihrer Bürger, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war, damit es auch in Zukunft bereinst heißen möge, wie in alter Zeit: *Civis romanus sum*, nunmehr: *Ich bin ein deutscher Bürger!*“ Im Ausland hat man aus diesen Worten den Schluß gezogen, des Kaisers Ziel sei, das Deutsche Reich „so gewaltig und so maßgebend“ zu machen, daß es, wie einst „auf das Geheiß des Caesar Augustus“ das römische Imperium, der „Welt den Willen aufzwingen“ kann. Unsere Offizien wehren sich gegen solche Auslegung. Nach dem Wortlaut der Rede ist aber eine andere Deutung ihres Sinnes nicht möglich und alle Versuche, mit kleinen Interpretorenkünsten diesen klaren Sinn entstellen zu wollen, werden vergeblich bleiben.

* * *

Weniger gut als den Leuten im Taunus ist es den Wuppertalbewohnern ergangen. Auch sie sollten den Kaiser von Angesicht sehen. Nicht lange; für den Besuch der Städte Barmen-Rittershausen, Elberfeld und Bohnwinkel hatte das Hofmarschallamt im Ganzen einen Zeitraum von 2½ Stunden bestimmt. Aber die Bürger freuten sich auf den Festtag und gaben große Summen aus, um Straßen und Plätze zu schmücken. Ehrenpforten wurden gebaut, mächtige Pfeiler aufgerichtet, um die sich duftender Blumenschmuck schlang, sieben Militärkapellen gemietet und ohne Ankauferei alle Vorbereitungen getroffen. Hinter dem elberfelder Kaiserdenkmal hatte man, wahrscheinlich, um an die mächtige Wuppertschiffahrt zu erinnern, ein Schiffsgerippe zurechtgesimmert, das den „Jtis“ darstellen und von dessen Masten ein zweihundertstimmiger Matrosenchor den Kaiser mit dem Flaggenlied begrüßen sollte. Rathhaus, Ruhmeshalle, Schwebebahn sollten eingeweiht und alle bisherigen Reichsfeste an Glanz überboten werden. Wochen lang war Tag und Nacht gearbeitet, war von altfränkisch sparjamen Bürgern schon der überreichliche Festetat bekrittelt worden. Da, als Alles fertig war, kam, sechsunddreißig Stunden vor dem angelegten Besuchstermin, die Absage des Hofmarschallamtes. Und dabei blieb es auch, trotzdem zwei Oberbürgermeister und ein Freiherr in Homburg den Versuch machten, das Dreistädtefest zu retten. Der große Aufwand war nutzlos verthan, über dem Wuppertal lagern dicke Rebelmassen und es wird den Rotabeln nicht ganz leicht werden, die loyalen Gemüther noch einmal zum Feiertagsrausch zu begeistern.